Religionen

Inhaltsverzeichnis

Semitische Religion	1
Sumerische Religion	2
Babylonische Religion	3
Gesetz Hammurabis	6
Religion der Israeliten	7
Thora	9
Das Judentum	10
Die Essener	15
Die Qumram-Rollen	17
Die Urchristen	20
Die Evangelien	22
Das Christentum	27
Die Bibel	33
Der Islam	48
Der Koran	49
Sunniten, Schiiten	51
Vedische Religion	60
Der Veda	61
Die Upanishaden	62
Der Hinduismus	64
Buddhistische Religion	72
Das Tipitaka	82
Chinesische Religion	84
Yi-jing, I-ching, I Ging	88
Die Bhagavadgita	89
Neue Religionen	91
Die wichtigsten Religionen in Zahlen	96
Entstehungs- und Wirkzeitenzeiten der wichtigsten Religionen	96
Entstehungs- und Wirkzeiten der wichtigsten Dogmen	97

Semitische Religion

12000-2000 v. Chr.

Der Ursprung dieser Glaubensform reicht so weit in die Ursprünge der Menschheit zurück, dass man heute ihre Herkunft nicht kennt. Gemäss archäologischen Funden nimmt man an, dass sie im ganzen mesopotamischen Raum einschliesslich Nordafrika, Kleinasien, heutiges Arabien praktiziert wurde und sich über den Indischen Kontinent bis zur Mongolei erstreckte. Dieser wahrscheinlich monotheistische (später henotheistisch) Kult wurde vorwiegend in Herrscherlosen Gegenden, also unter den überall verstreuten Nomadenstämmen praktiziert. Hinter Mauern der später entstandenen Hochkulturen wie Sumer, Akkad und Babylonien bildeten sich neuere Formen dieser semitischen Religion (siehe Sumerische Religion). Das bedeutendste Merkmal dieser semitischen Glaubensform war der Ahnenkult.
Ahnenkult, Verehrung verstorbener Angehöriger, die dem Glauben nach spirituelle Wesen geworden sind. Er beruhte auf dem Glauben, dass die Ahnen tätige Mitglieder der Gesellschaft sind, die noch immer an den Angelegenheiten ihrer lebenden Verwandten interessiert sind.
Die Ahnen werden als Mittler zwischen dem höchsten Gott (später auch den Göttern) und den Menschen betrachtet, die mit den Lebenden durch Träume oder Inbesitznahme ihrer Körper in Kontakt treten können. Die Haltung gegenüber den Ahnen schwankt zwischen Furcht und Verehrung. Werden die Vorfahren vernachlässigt, können sie Krankheiten und anderes Unglück verursachen. Die Lebenden können mit ihren Ahnen durch Sühne, Demutsbezeugungen, Bittgebete und Opfer Verbindung aufnehmen.
Der Ahnenkult ist eine noch heute weitverbreitete, jedoch keine universelle Erscheinung. Spuren findet man fast in allen Religionen der Welt (z.B. wenn Verstorbene als Mittler in Form von Engeln zwischen Gott und dem Menschen kommunizieren). Der Ahnenkult ist heute noch gut belegt für westafrikanische Gesellschaften (Bantu und Shona), für Polynesien und Melanesien (Dobu und Manu), mehrere indoeuropäische Völker (die alten Skandinavier und Germanen) und besonders für China und Japan. Im allgemeinen herrscht dort der Glaube, dass die Vorfahren starke Autorität besitzen, der ihnen eine besondere Macht verleiht und ihnen ermöglicht, den Lauf der Dinge zu beeinflussen oder über das Wohlergehen ihrer lebenden Verwandten zu wachen. Der Schutz der Familie ist eines ihrer wichtigsten Anliegen.

Der Ahnenkult ist ein Indikator für den Stellenwert, den die häusliche Gemeinschaft einnimmt, und zeugt von den starken Banden zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Die Glaubensüberzeugungen und Praktiken im Umkreis dieses Kultes tragen zur inneren Verflechtung der Familie bei, rechtfertigen die herkömmliche politische Ordnung und fördern die Achtung gegenüber den noch lebenden Alten. Manche Wissenschaftler deuten ihn auch als Quelle für persönliches Wohlergehen sowie für gesellschaftliche Harmonie und Stabilität.

Das Ziel der ältesten Religion war nicht die Erlösungstheorie, viel mehr ging es darum, das Leben nach ihren Pflichten zu Gott zu gestalten. Durch gute Taten, so glaubten sie, würde ihnen das Tor zum Garten Gottes geöffnet. Diese Tempellose Religion war der Ursprung aller Religionen, vor allem aber der drei monotheistischen Religionen: das Christentum, der Islam und das Judentum. Es gab keine bekannten Dogmen der Semitischen Religion. Erwähnt wurde diese Glaubensform später auf sumerischen Tontafeln, welche das Volk beschrieben, die nicht in den Hochkulturen selbst lebten, sondern von den Schreibern "die, die von Ort zu Ort ziehen" genannt wurden.

© Ch. Zumbach

Sumerische Religion

9000-3000 v. Chr.

Religion der Völker im alten Sumer. Die Sumerer glaubten, dass das Universum von einem Pantheon (obersten Ort, Gericht) regiert würde, an deren Spitze die vier Gottheiten standen: der Himmelsgott An, die Erdgöttin Ki, der Sturmgott Enlil und der Wassergott Enki. Himmel, Erde, Luft und Wasser galten als die vier Elemente, aus denen die Welt zusammengesetzt war. Der Schöpfungsakt wurde durch das Aussprechen des göttlichen Wortes vollzogen. Um den kontinuierlichen und harmonischen Gang der Welt zu gewährleisten und das Chaos zu vermeiden, erfanden die Götter das Me, eine Reihe universeller und unveränderlicher Regeln und Gesetze, die alle Geschöpfe zu befolgen hatten.

Hervorragende Bedeutung neben den vier Schöpfergottheiten hatten die drei Himmelsgottheiten: Nanna (Mondgott), Utu (Sonnengott) und Inanna (Himmelsgöttin). Sumerische Dichter verfassten zahlreiche Mythen über die Heldentaten Inannas. Ein anderer Gott von grosser Bedeutung war Ninurta, der Gott des heftigen und zerstörerischen Südwindes. Einer der beliebtesten Gottheiten war der Schäfergott Dumuzi. Er war ursprünglich ein sterblicher Herrscher, dessen Heirat mit Inanna die Fruchtbarkeit des Landes und des Mutterleibes sicherstellte. Einem Mythos zufolge endete die Ehe mit einer Tragödie: Die Göttin, die beleidigt war durch das gefühllose Verhalten ihres Gatten, entschied, dass er alljährlich sechs Monaten in der Unterwelt verbringen sollte, was zu den trockenen, unfruchtbaren Monaten des heissen Sommers führte. Zum Herbst, welcher bei den Sumerern den Jahresbeginn kennzeichnete, kehrte Dumuzi auf die Erde zurück. Seine Wiedervereinigung mit seiner Gemahlin führte zum Wiederaufleben und zur erneuten Fruchtbarkeit im Tier- und Pflanzenreich. Das neue Jahr begingen die Sumerer mit der Hochzeit von Dumuzi und Inanna. Den Höhepunkt der Feier bildete eine rituelle Vereinigung, wobei der König den Dumuzi und eine Hohepriesterin die Inanna verkörperte.

Anderen sumerischen Göttern unterstanden Flüsse, Berge, Ebenen, Städte, Felder, Bauernhöfe und Werkzeuge.

Jeder von den Hauptgöttern war der Schutzherr einer oder mehrerer sumerischer Städte. Grosse Tempel wurden im Namen der Gottheit errichtet, die als Herrscher und Beschützer der Stadt angebetet wurde. Tempelriten wurden von Priestern, Priesterinnen, Sängern, Musikern, Tempelprostituierten und Eunuchen vollzogen.

© Ch. Zumbach

Babylonische Religion

4000-500 v. Chr.

Moralischer Wertekanon, transzendentales Verständnis und rituelle Praktiken der Babylonier. Die Götter und Dämonen, Kulte und Priester sowie die moralischen und ethischen Lehrinhalte stammten fast ausschliesslich von den Sumerern (siehe sumerische Religion). Die Babylonier, deren herrschende Ethnie die Amoriter waren, brachten aber zahlreiche Glaubensaspekte und religiösen Vorgänge mit ihrem eigenen kulturellen Erbe in Übereinstimmung. So konnten die semitischen Amoriter die Stadt Babylon zum religiösen und kulturellen Zentrum des Landes ausbauen und zugleich dem amoritischen Gott Marduk eine besondere Position innerhalb der babylonischen Götterwelt verschaffen. Dennoch legitimierten die babylonischen Theologen Marduks neue Stellung nachträglich mit dem Mythos, die Götter An und Enlil, seine sumerischen Vorfahren, hätten ihm eigenhändig die Macht überantwortet.

Die Babylonier glaubten an Götter in Menschengestalt, ausgerüstet mit übernatürlichen Kräften, unsterblich und unsichtbar. Jeder von ihnen regierte einen kleinen, klar abgegrenzten Bereich des Universums nach festgelegten Regeln und Gesetzen. Auch trug jeder die Verantwortung für eines der grossen Reiche – Himmel, Erde, Wasser und Luft –, für einen der Himmelskörper – Sonne, Mond und Sterne – oder für einen Teil der Erde wie Flüsse, Gebirge und Ebenen bzw. für eine soziale Einheit wie Stadt oder Staat. Selbst Werkzeuge und Geräte wie Spitzhacke, Ziegelform und Pflug unterstanden einem eigenen Gott. Darüber hinaus besass jeder Babylonier einen persönlichen Schutzgott, an den er das Gebet richtete und der ihn erlösen konnte.

Die Spitze dieser Fülle göttlicher Könige bildete Marduk, der Stammesgott der Amoriter. Vor der Regierungszeit von König Hammurabi im 18. und 17. Jahrhundert v. Chr. hatte Marduk nur eine kleine und relativ unbedeutende Rolle im religiösen Leben des Landes gespielt. Nach dem babylonischen Schöpfungsgedicht Enuma elish erhielt Marduk die Führung über alle Götter und das gesamte Universum, weil er Tiamat, die wilde und zerstörerische Gottheit des Chaos, und ihr Gefolge geschlagen hatte. Nach seinem Sieg gestaltete Marduk Himmel und Erde, regelte den Lauf und Sitz der Planeten und Sterne und schuf die Menschen.

Zu den wichtigeren babylonischen Gottheiten gehören neben Marduk Ea, der Gott der Weisheit, Magie und Beschwörung, sowie der Mondgott Sin, dessen Haupttempel in Ur und Harran lagen. Die Bibel bringt diese beiden Städte mit dem hebräischen Stammesvater Abraham in Verbindung. Schamasch, der Gott der Sonne und der Gerechtigkeit, dessen Darstellung sich auf dem Steinblock mit dem Kodex Hammurabi findet, ist ebenso Teil des Pantheons wie Ischtar, die ehrgeizige, dynamische und grausame Göttin der Liebe und des Krieges, Adad, der Gott desWindes, des Sturms und der Flut, und Marduks Sohn Nabu, der Herold und Schreiber der Götter, der fast genauso stark verehrt wurde wie sein Vater. Neben den Himmelsgöttern existierten die Götter der Tiefe sowie eine Vielzahl von Dämonen, Teufeln und Ungeheuern. Schliesslich gab es noch einige engelhafte Geister.

Jede der grossen Gottheiten besass in einer oder mehreren babylonischen Städten einen grösseren Tempel, der ihrer Verehrung als Schutzpatronin des Ortes diente. Die grösseren Städte verfügten über viele Tempel und Kapellen. So zählte man in Babylon zur Zeit der Chaldäer (8. bis 6. Jahrhundert v. Chr.) über 50 Kultstätten.

© Ch. Zumbach

Der Tempeldienst fand in der Regel in offenen Höfen statt, in denen ein Brunnen zur Reinigung und verschiedene Opferaltäre standen. Die Cella, der innere Teil des Tempels, beherbergte in einer Nische eine Statue der jeweiligen Gottheit. Nur der Hohepriester und besonders bedeutende Mitglieder des Klerus oder des Hofes durften diesen allerheiligsten Bereich betreten. In den Tempelanlagen der Metropolen errichtete man oft einen Zikkurat, einen Stufenturm, auf dessen Spitze ein schmales Gotteshaus thronte. Dieses blieb wahrscheinlich für den Ritus der jährlichen Hauptfeier, des Neujahrsfestes, reserviert.

Die Aufrechterhaltung des Tempeldienstes verschlang hohe Summen, die in erster Linie durch Spenden und Zuwendungen des Hofes und wohlhabender Bürger zusammenkamen. Im Laufe der Jahrhunderte häuften die grössten babylonischen Kultstätten immense Reichtümer an. Auch erwarben sie ausgedehnte Güter und Produktionsstätten mit vielen Leibeigenen und Sklaven. Zuvorderst diente der Tempel aber als Wohnung des Gottes, der den alten Riten entsprechend in eindrucksvollen Zeremonien von einem stark institutionalisierten Klerus mit allem Nötigen versorgt wurde. Letzterer bestand aus den Hohepriestern, Kultpriestern, Musikern und Sängern, Magiern, Wahrsagern, Traumdeutern, Astrologen, Tempelfrauen und Hierodulen (Tempelkurtisanen).

Täglich opferte man Tiere und Früchte, brachte Wasser, Wein und Bier dar und verbrannte Weihrauch. Zahlreiche Monats- und Jahresfeiern füllten den Kalender, darunter eine Neumondfeier. Der wichtigste Anlass war das Neujahrsfest zur Tag- und Nachtgleiche. Es trug auch den Namen Akitufest, weil der nichtoffizielle Teil im Akitu, dem Schrein des Marduk ausserhalb von Babylon, abgehalten wurde. Dieses Fest dauerte elf Tage und schloss rituelle Reinigungen, Opfer, Versöhnungsakte, Bussgänge, Absolution, vor allem aber auch farbenprächtige Prozessionen ein. Den Höhepunkt bildete wohl die rituelle Vereinigung des Königs, der neu als Inkarnation Marduks galt, mit einer Hierodule als symbolischer Braut des Gottes. Diese Zeremonie spielte sich im Heiligtum auf dem Zikkurat ab.

Babylonische Quellen belegen, dass Güte und Wahrheit, Gesetz und Ordnung, Gerechtigkeit, Freiheit, Weisheit, Wissenserwerb, Mut und Treue zu den Eckpfeilern der sozialen und moralischen Vorstellungen des Volkes gehörten. Auch kannten die Babylonier Barmherzigkeit und Mitgefühl. Sie gewährten Witwen und Waisen, Flüchtlingen, Armen und Unterdrückten besonderen Schutz. Unmoralisches Verhalten werteten sie als Verstoss gegen die Regeln der Götter und glaubten, da diese den Schuldigen bestrafen würden. Da die Babylonier alle Menschen für sündig hielten, akzeptierten sie das Leid als Sühne für ihre Verfehlungen. Wer mit dem eigenen Leben unzufrieden war, sollte sich seinem Schicksal nicht widersetzen, sondern dem persönlichen Gott die unvermeidlichen Sünden beichten, über sie klagen und um Verzeihung bitten, damit dieser in der Versammlung der grossen Götter Vergebung erwirken konnte.

Die Religiosität der Babylonier wurde geradezu sprichwörtlich, und dies nicht ohne Grund. Nichts destoweniger gab es auch Zweifler.

Ein als babylonische Theodizee bekannter Disput zwischen einem Skeptiker und einem Gläubigen mag hierfür als Zeugnis dienen. Der Streit endet mit dem nicht ganz befriedigenden Hinweis auf die Unerforschbarkeit des göttlichen Ratschlusses. In einem anderen Text, einem Dialog zwischen einem Herrn und seinem Sklaven, heisst es: Da alles Menschenwerk eine Rechtfertigung findet, ergibt keines einen Sinn, zumal der Tod selbst dem Leben jede Bedeutung raubt.

© Ch. Zumbach

In der Tat löste der Gedanke an den Tod bei den Babyloniern Angst und Verzweiflung aus. Nach ihrer Vorstellung stieg die vom Körper getrennte Seele in die dunkle Unterwelt hinab. Im günstigsten Fall, so glaubten sie, sei das Leben nach dem Sterben ein müder Abklatsch der irdischen Existenz. Hoffnung auf ein ewiges Leben als Belohnung für die Guten und Gerechten gab es nicht. Jeder war ohne Ansehen für die Tiefe bestimmt. Es verwundert daher nicht weiter, dass das bekannteste, schöpferischste und eigenständigste literarische Zeugnis der Babylonier, das Gilgamesch-Epos, um die vergebliche und tragische Suche nach dem ewigen Leben kreist.

Gilgamesch-Epos, wichtiges Literaturdenkmal des Nahen Osten, dessen Stoff in Form verschiedener Dichtungen um den gleichnamigen Helden in mehreren altorientalischen Sprachen verbreitet war. Mehrere altbabylonische Überlieferungen wurden in Keilschrift um 2000 v. Chr. auf zwölf Tontafeln zusammengefasst, von denen die meisten aus der bekannten Bibliothek Assurbanipals I. in Ninive stammten.

Hauptfigur des Epos ist Gilgamesch (um 2600 v. Chr.), ein frühgeschichtlicher Herrscher der ersten Dynastie, der über die Stadt Uruk herrschte (in der Bibel als Erech bekannt, heute Warka im Irak), als epischer Held zu zwei Drittel Gott und zu einem Drittel Mensch. Dem Mythos zufolge reagieren die Götter auf die Gebete der unterdrückten Bürger von Uruk, indem sie den wilden Tiermenschen Engidu schicken, der Gilgamesch zu einem Ringkampf herausfordern soll. Als dieser ohne eindeutigen Sieger endet, nachdem Engidu durch sexuelle Vereinigung mit einer Frau der Natur entfremdet und „zivilisiert“ worden ist, werden Gilgamesch und Engidu Freunde und gehen gemeinsam auf Abenteuerreise, auf der sie unter anderem den Waldhüter Huwawa töten. Die Berichte ihrer Heldentaten und ihrer Tapferkeit verbreiten sich in vielen Ländern.

Nachdem die Helden nach Uruk zurückgekehrt sind, erklärt Ischtar (Inanna), die Schutzgöttin der Stadt, Gilgamesch ihre Liebe. Als er sie zurückweist, schickt sie den Himmelsstier, um die Stadt durch sieben Hungerjahre zu zerstören. Nachdem Gilgamesch und Engidu ihn getötet haben, bestrafen die Götter Engidu mit dem Tod. Gilgamesch, der sich damit nicht abfinden will, sucht auf einem beschwerlichen Weg über mehrere Jenseitsstationen den Weisen Utnapischtim am Ende der Welt auf, um das Geheimnis der Unsterblichkeit zu erfahren. Dieser erzählt Gilgamesch die Geschichte einer grossen Flut, die in ihren Einzelheiten sehr stark dem alttestamentarischen Bericht von der Sintflut ähnelt. Obgleich Gilgamesch eine Bewährungsprobe nicht bestanden hat, enthüllt ihm Utnapischtim, dass sich im Meer eine Pflanze befinde, die ewige Jugend verleihe. Gilgamesch taucht ins Meer und findet die Pflanze tatsächlich, verliert sie aber später an eine Schlange und kehrt unverrichteter Dinge nach Uruk zurück.

Der Gilgamesch- Mythos wurde im Altertum häufig bearbeitet und übersetzt und wirkte weiter in andere Kulturbereiche. Die Schreiber der Bibel scheinen ihren Bericht von der Freundschaft zwischen David und Jonathan nach dem Muster der Beziehung zwischen Gilgamesch und Engidu gestaltet zu haben, und auch die Geschichte der Freundschaft von Achilles und Patroklos in der griechischen Mythologie scheint vom Gilgamesch-Epos beeinflusst.

© Ch. Zumbach

Kodex Hammurabi, das Gesetz göttlichen Ursprungs

1800 v. Chr.

Hammurapi, Hammurabi oder Chammurapi (2. Jahrtausend v. Chr.), König von Babylonien aus der ersten altbabylonischen Dynastie, der durch Kriegszüge und eine geschickte Bündnispolitik ein Reich schuf, das ganz Mesopotamien umfasste. Gemäss der sogenannten mittleren Chronologie regierte er etwa von 1792-1750 v. Chr. Er erweiterte die Grenzen seines Reiches Richtung Norden vom Persischen Golf bis über die Flusstäler des Euphrat und Tigris und nach Westen hin bis zur Mittelmeerküste. Nachdem er sein Territorium gesichert und die Grenzen geschützt hatte, führte er sein Land durch umsichtige innenpolitische Massnahmen auch zu einer wirtschaftlichen und kulturellen Blüte. Während seiner langen Herrschaft soll er persönlich Schiffahrt, Bewässerungsmassnahmen in der Landwirtschaft, Steuererhebung und die Errichtung von Tempeln und anderen Gebäuden überwacht haben. Neben seiner erfolgreichen Verwaltungstätigkeit besteht seine grösste Leistung in einer umfangreichen Kodifizierung des babylonischen Rechts in Form des sogenannten Codex Hammurapi, der bedeutendsten Rechtssammlung des Alten Orient.

Sammlung der Gesetze und Edikte des babylonischen Königs Hammurapi; ältester vollständig überlieferter Gesetzeskodex. Eine Inschrift des Gesetzestextes, die in einen schwarzen, über zwei Meter hohen Dioritblock eingemeisselt sind, wurde von französischen Archäologen in Susa (dem antiken Elam) im Irak im Winter 1901/1902 ausgegraben. Der in drei Teile zerborstene Block wurde restauriert und steht heute im Louvre in Paris.

Der göttliche Ursprung des Gesetzes ist auf einem Basrelief dargestellt. Es zeigt den König, der den Kodex vom Sonnengott Schamasch erhält. Der Kodex ist in horizontalen Spalten in Keilschrift geschrieben: 16 Spalten auf der Vorderseite und 28 auf der Rückseite. Der Text beginnt mit einem Vorwort, das die umfassende Restaurierung der Tempel und die religiösen Kulte Babyloniens und Assyriens beschreibt. Der Kodex Hammurapi enthält keine religiösen Gesetze(Rituale). Am Anfang sind die formalen Vorschriften für Gerichtsverhandlungen zu finden und die Strafenvorschriften für falsche Beschuldigungen, Falschaussagen und richterliche Ungerechtigkeit. Es folgen Gesetze über Eigentumsrechte, Darlehen, Spareinlagen, Schulden, Hauseigentum und Familienrecht. Auch die Tarife für verschiedene Dienstleistungen in den meisten Handels- und Wirtschaftszweigen sind durch das Gesetz festgelegt.

Grundlage des Strafrechts ist das Prinzip der Vergeltung, das mit dem semitischen Prinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ vergleichbar ist. Im Rahmen der Strafvorschriften waren auch Strafen für Körperverletzung infolge ärzlicher Behandlungsfehler und für fahrlässige Körperverletzung vorgesehen.

© Ch. Zumbach

Religion der Israeliten

2600-600 v. Chr.

Bezeichnung der semitischen Stämme, die im 2. Jahrtausend v. Chr. in Palästina eindrangen. Die Israeliten oder Hebräer zogen weiter nach Ägypten, wo sie versklavt wurden. Nachdem sie von Moses aus der ägyptischen Sklaverei befreit worden waren, zogen sie durch die Wüste, eroberten unter ihrem Anführer Josua Palästina und siedelten sich dort an. In der Bibel wird der Begriff Hebräer auf Abraham angewendet (vgl. A T., 1. Mose 14, 13). Er bedeutet etymologisch „die, die von Ort zu Ort ziehen“ oder „Nomaden“ und geht auf die Amoriter zurück. Vermutlich sind die Hebräer mit dem Volk Habiru oder Habiri identisch, die auf den Keilschrifttafeln (1400 v. Chr.) genannt werden, die in Tell el-Amarna in Ägypten gefunden worden sind. Diese Inschriften geben jedoch keinerlei Hinweise auf den Ursprung oder den ethnischen Charakter der Habiru. In 1. Mose 40, 15 erklärt Joseph den Ägyptern, dass er „aus dem Land der Hebräer“ entführt worden sei. In 2. Mose 2, 6 erkennt die Tochter des Pharao Moses als „eines von den hebräischen Kindern“. Erst später wandten die Hebräer die Bezeichnung auf sich selbst an, wie z. B. in Jona 1, 9. Nachdem der Stammvater Jakob den zweiten Namen Israel verliehen bekam (vgl. 1. Mose 32, 23-33 und 35, 9), wurden seine Söhne und damit die zwölf Stämme als Israeliten bezeichnet.

Ihre Dogma war der Dekalog (griechisch déka: zehn; lógos: Wort), die Zehn Gebote, die Moses laut Altem Testament auf dem Berg Sinai empfing. Nach Exodus 31, 18 schrieb sie Gott selbst auf zwei Steintafeln. Aus Zorn über den Abfall der Israeliten vom Glauben zerstörte Moses später die Tafeln. Gott wies ihn daraufhin an, neue Tafeln anzufertigen, die später in der Bundeslade aufbewahrt wurden.

Die "Zehn Gebote" (aus unverfälschter hebräischer Überlieferung):

1. Du sollst keinen anderen Gott neben dem einzigen haben!
2. Du sollst kein Schnitzbild machen, noch irgend ein Abbild von dem, was droben im Himmel oder auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde ist. Du sollst dich nicht vor ihnen niederwerfen und sollst sie nicht verehren!
3. Du sollst den Namen Gottes nicht verunehren!
4. Du sollst den Tag des Herrn heiligen; keine Arbeit verrichten und keine verrichten lassen!
5. Du sollst Vater und Mutter ehren!
6. Du sollst nicht töten!
7. Du sollst nicht ehebrechen!
8. Du sollst nicht stehlen!
9. Du sollst kein falsches Zeugnis geben gegen deinen Nächsten!
10. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau und Gut!

Von den Zehn Geboten gibt es in Exodus 20, 1-17 und Deuteronomium 5, 6-21 zwei voneinander abweichende Versionen, die jedoch im Kern gleich sind.

© Ch. Zumbach

Die Mehrzahl der protestantischen und orthodoxen Christen teilen die Gebote wie folgt ein: (1) Prolog und das Verbot, eine andere Gottheit ausser Gott zu verehren; (2) Verbot der Götzenanbetung; (3) Verbot, den Namen Gottes leichtfertig auszusprechen; (4) Beachtung des Sabbats; (5) Ehrung von Vater und Mutter; (6) Verbot zu töten; (7) Verbot des Ehebruches; (8) Verbot zu stehlen; (9) Verbot falsches Zeugnis abzulegen; (10) Verbot, den Besitz oder die Frau eines Nachbarn zu begehren.

Die Katholiken und Lutheraner folgen der Einteilung des Augustinus, die dieser im 4. Jahrhundert vornahm. Der Prolog und die ersten beiden Verbote sind zusammengefasst, während das letzte zweitgeteilt ist und das Begehren der Frau des Nächsten und seines Besitzes in zwei gesonderten Geboten thematisiert. In der jüdischen Überlieferung gilt der Prolog als das erste Gebot, die beiden ersten Verbote sind zum zweiten Gebot zusammengefasst, während die übrigen der Ordnung der protestantischen und orthodoxen Überlieferungen folgen.

Mittelalterliche scholastische Denker wie Thomas von Aquin und Bonaventura waren der Überzeugung, dass alle Gebote Teil des Naturrechtes und daher allen denkenden Menschen bewusst seien. Ihrer Meinung nach offenbarte Gott Moses die Zehn Gebote, um die Menschheit an ihre Verpflichtungen zu erinnern, die infolge der Erbsünde leicht vergessen werden können. Sie vertraten damit eine ähnliche Idee, die bereits die frühen Kirchenväter Tertullian und Augustinus ausgedrückt hatten: Die Gebote waren schon in das Herz des Menschen eingraviert, bevor sie auf die Steintafeln geschrieben wurden.

© Ch. Zumbach

Die Thora (Torah)

1600-1300 v. Chr.

(hebräisch: Gesetz, Weisung, Lehre), im Judentum Bezeichnung für den Pentateuch, der in der Synagoge in Form einer Pergamentrolle aufbewahrt und aus dem während des Gottesdienstes am Sabbat vorgelesen wird. Der Text der Thorarolle besteht aus den fünf Büchern Mose (Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri und Deuteronomium) und ist das Kernstück des jüdischen Glaubens und Gesetzes. Die als heilig geltenden Schriftrollen werden von den Gläubigen verehrt. Jede Synagoge besitzt einige Thorarollen, die zum Schutz jeweils von einem wertvollen, mit Silberornamenten verzierten Tuch bedeckt gehalten werden. Ein besonderer Feiertag, der Simhath Thora (hebräisch: Freude im Gesetz), wird in der Synagoge zu Ehren der Thora mit Liedern, Prozessionen und Tänzen begangen.

Der Begriff Thora bezieht sich auch auf die mündlich überlieferten Gesetzessammlungen und Kommentare des Talmud und der Mischna. Auch der Midrasch und andere Gesetzeskommentare werden häufig als Thora bezeichnet.

© Ch. Zumbach

Das Judentum

ab 600 v. Chr.

Judentum, Religion des Volkes Israel sowie Bezeichnung der religiösen und ethnischen Gruppen, die zu diesem Volk gehören. Das Judentum, aus dem Christentum und Islam hervorgingen, ist die älteste noch existierende monotheistische Religion.

Biblisches und archäologisches Quellenmaterial liefern die frühesten Informationen zur Geschichte des Judentums (siehe Bibel; Juden). Zunächst war Israel nicht mono-, sondern henotheistisch, d. h., die Israeliten beteten selbst zwar nur einen Gott an, schlossen jedoch die Existenz weiterer Götter bei anderen Völkern nicht aus.

In der Zeit vor dem Babylonischen Exil bestand Israel zunächst als Verbund von Stämmen und später als Königreich. Die Befreiung von der ägyptischen Sklaverei sowie die Eroberung und Besiedlung Kanaans (des Landes Israel) wurden als Gründungsereignis gefeiert. Die Gläubigen huldigten Gott(häbr.:Jahwe), dem Gott der Patriarchen, der die Israeliten aus der Knechtschaft ins Gelobte Land geführt hatte. Der Kult orientierte sich an den geographischen und klimatischen Gegebenheiten und an den jahreszeitlich bedingten Tätigkeiten der Agrargesellschaft. Die Menschen glaubten, dass Gott(häbr.:Jahwe) den Regen und eine reiche Ernte sende und verstanden Hungersnöte und Seuchen als Strafen für das Sünden des Volkes Israel. Der Lebensunterhalt hing demnach von Gott ab, dem die Israeliten opferten, um ihre Dankbarkeit zu bekunden und ihn versöhnlich zu stimmen. Der Kult konzentrierte sich auf das königliche Heiligtum in Jerusalem, zu dem später die nördlichen Tempel in Bethel und Dan hinzukamen. In dieser Zeit traten die Propheten auf, die soziale Ungerechtigkeit sowie synkretistische Praktiken sowohl an den nördlichen (israelitischen) als auch den südlichen (judäischen) Heiligtümer kritisierten. Sie lehnten nicht den Opferkult an sich ab, sondern griffen das selbstgefällige Vertrauen auf seine Wirkung an, das die Moral der Eigenverantwortung untergrabe. Als fremde Eroberer zuerst das nördliche und dann das südliche Königreich zerstörten, schienen sich ihre Warnungen zu bewahrheiten.

Das Babylonische Exil der Judäer, das 586 v. Chr. begann, markiert einen Wendpunkt in der Religion der Israeliten. Die gesamte vorangegangene Geschichte Israels erfuhr im Licht der Ereignisse von 586 eine Neuinterpretation, die die Basis für den traditionellen biblischen Pentateuch, die prophetischen und die geschichtlichen Bücher, schuf. Die Propheten Ezechiel und Deuterojesaja vertraten die Auffassung, dass Gott(häbr.:Jahwe) die Israeliten mit dem Babylonischen Exil für ihre Sünden strafen wollte und sie aus der Gefangenschaft befreien werde, falls sie Reue zeigten. Zu dieser Zeit entstand der Monotheismus, der den Gott Israels zum Herrscher über die gesamte Weltgeschichte und das Schicksal aller Völker erklärte. Als Kyros der Grosse 539 v. Chr. Babylon einnahm und die Heimkehr der unterjochten Stämme sowie den Wiederaufbau örtlicher Tempel gestattete, schien sich die messianische Hoffnung der im Exil lebenden Israeliten auf ein erneuertes judäisches Königreich unter der Führung eines Nachkommen aus dem Hause König Davids zu erfüllen. Die Perser liessen jedoch die Wiedereinrichtung der Monarchie nicht zu, sondern erlaubten lediglich einen Tempelstaat mit dem Hohenpriester als Oberhaupt.

Der Begriff Judentum kam nach dem Babylonischen Exil als jüdische Selbstbezeichnung auf, nachdem sich bis zu diesem Zeitpunkt das Volk Israel selbst Israeliten genannt hatte. Im Althebräischen existier-

© Ch. Zumbach

ten die Begriffe „Judentum“ und „Religion“ nicht. Die Juden sprachen von der Thora, dem von Gott offenbarten Gesetz Israels. Dieses enthält sowohl Weisungen, die sich auf den jüdischen Glauben beziehen, als auch solche, die den Lebenswandel (Halacha) betreffen und Verhaltensregeln in bezug auf jüdische Gesetze, Moral und praktisches Verhalten bieten. In seiner ursprünglichen historischen Form (und in den orthodoxen Ausprägungen der heutigen Zeit) stellte das Judentum ein einheitliches Kultursystem dar, das die gesamte individuelle und kollektive Existenz umfasste. Alle wesentlichen Bestandteile unterlagen dabei der Heiligung. Da die meisten Juden seit dem 7. Jahrhundert inmitten christlicher oder islamischer Kulturen lebten, flossen im Lauf der Geschichte Elemente dieser beiden Religionen ins Judentum ein.

Bedeutendster Grundzug des Judentums ist sein unbedingter Monotheismus. Zu allen Zeiten gingen die Juden davon aus, dass ein einziger transzendenter Gott die Welt erschaffen hat und ihre Geschicke lenkt. Mit dem Monotheismus verbindet sich die theologische Vorstellung, dass die eine göttliche Intelligenz die Welt verstehbar und auf ein Ziel hin geschaffen hat. Jeder menschlichen Erfahrung und jedem Ereignis wohnt eine Bedeutung inne. Traditionsbewusste Juden erkennen Gottes Geist sowohl in der natürlichen Ordnung, wie sie in der Schöpfung zum Ausdruck kommt, als auch im geschichtlichen Prozess, in dem Gott sich selbst offenbart. So zeigte sich derselbe Gott, der die Welt geschaffen hatte, den Israeliten am Berge Sinai. Äusserungen seines Willens, den er seinem Volk Israel kundtut, finden sich in der Thora, der „Weisung“, die Gebote (Mizvot) enthält, welche den Umgang der Menschen untereinander und ihr Verhältnis zu Gott regeln.

Die Juden gehen davon aus, dass zwischen Gott und dem Volk Israel ein Bund (Berit), eine Art vertragliche Übereinkunft, bestehe. Der Tradition zufolge trat Gott auf dem Berge Sinai in eine besondere Beziehung zu den Israeliten. Diese betrachten Gott als ihren alleinigen, obersten König und Gesetzgeber, dessen Regeln sie gehorchen, während Gott seinerseits Israel als sein auserwähltes Volk ansieht. Sowohl die Autoren der Bibel als auch spätere jüdische Traditionen stellten diesen Bund in einen universellen Zusammenhang. Danach repräsentierte das in Israel institutionalisierte Priesterkönigtum die mit den göttlichen Gesetzen übereinstimmende ideale soziale Ordnung, die als Modell für die gesamte Menschheit dienen könnte. Damit käme Israel im Verhältnis zwischen Gott und den Menschen eine Mittlerfunktion zu.

Der Gedanke des Bundes bestimmt zugleich die traditionelle Perspektive des Judentums in bezug auf Natur und Geschichte. Da Israels Wohlergehen von der Einhaltung der Gebote abhängt, resultieren sowohl Naturereignisse als auch historische Begebenheiten, die Israel unmittelbar betreffen, aus seinem eigenen Verhalten. Handeln und Schicksal stehen also in einem direkten kausalen Zusammenhang. Damit verschärft sich das Theodizeeproblem, die Frage nach dem Sinn des Leides, die untrennbar mit der Geschichte des jüdischen Volkes verbunden ist. So befasst sich u. a. das Buch Hiob mit der Frage, wie man angesichts von Ungerechtigkeit von einem gerechten und gütigen Gott sprechen kann. Zu Zeiten versuchten die Theologen eine Lösung herbeizuführen, indem sie auf das göttliche Gericht verwiesen, das nach dem Tod Wohlverhalten belohnt, Sünden bestraft und auf diese Weise die im Leben erlittene Ungerechtigkeit ausgleicht. Auch das Joch der Fremdherrschaft und des Exils fern vom Gelobten Land würden am Ende der Zeiten gesühnt. Sichtbares Zeichen hierfür wäre die Ankunft des Messias (mashiah: der Gesalbte), ein Sohn aus dem Hause König Davids, der von Gott ausgesandt wurde, um das Volk Israel zu erretten und ihm sein Land zurückzugeben. Der Messianismus, die Erwartung der Ankunft eines Heilbringers, die jeweils in Phasen äusserer Bedrängnis neue Nahrung erhielt, gehört seit frühester Zeit unmittelbar zur jüdischen Vorstellungswelt. Sie wurde in Krisenzeiten von einigen Grup-

© Ch. Zumbach

pen, wie Pharisäern und Schriftgelehrten, mit der Überzeugung verbunden, der einzelne Jude könnte das Nahen des Erlösers beschleunigen, indem er die Schrift genau studiere und die göttlichen Gebote strikt einhalte.

Alle Traditionen des Judentums wurzeln in der Bibel. Diese trägt auch den Namen Tanchach, ein Akronym (Kunstwort, das aus den Anfangsbuchstaben mehrerer Wörter gebildet wird) für ihre drei Bestandteile: Thora (die fünf Bücher Mose), Nebiim (die prophetischen Schriften) und Ketubim (weitere Texte). Es wäre jedoch verfehlt, das Judentum ausschliesslich als eine „Religion des Alten Testaments“ zu betrachten. In seiner heutigen Form geht es letztlich auf die rabbinische Bewegung im Palästina und Babylon der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung zurück, weshalb man es auch als rabbinisches Judentum bezeichnet. Das Wort rabbi kommt aus der aramäischen und hebräischen Sprache und bedeutet „mein Lehrer“. So wurden die jüdischen Schriftgelehrten bezeichnet, die sich auch mit der Tradition auskannten. Sie behaupteten, Gott habe Moses auf dem Berg Sinai nicht nur die beschriebenen Gesetzestafeln, sondern überdies eine mündliche Thora gegeben, die in Form einer ununterbrochenen Kette von Meister zu Schüler überliefert worden sei und nun von den Rabbis bewahrt werde. Eine Zusammenfassung der mündlichen Tora bietet nach ihrer Meinung die Mischna („durch Wiederholung lehren und lernen“), das früheste rabbinische Dokument, das Ende des 3. Jahrhunderts in Palästina entstand. Der im 6. Jahrhundert verfasste Talmud („Lernen, Lehre“), auf den sich das rabbinische Judentum gründet, umfasst die Mischna sowie die ergänzenden Auslegungen der Gemara (aramäisches Wort gleicher Bedeutung), auf die sich zwei Schulen in Babylonien und Palästina konzentrierten.

Die frühen rabbinischen Schriften schliessen auch exegetische und homiletische Kommentare zur Bibel (Midrasch) sowie einige aramäische Übersetzungen des Pentateuch und weitere Bücher zur Schrift (Targum) ein. Mittelalterliche rabbinische Werke beeinhalten Kodifizierungen des Talmud. Höchste Autorität geniesst in diesem Zusammenhang das im 16. Jahrhundert veröffentlichte Kompendium Sulhan Aruk (Gedeckter Tisch) von Joseph ben Ephraim Karo. Das Studium der Thora umfasst nicht nur den Pentateuch, sondern die gesamte rabbinische Literatur.

Gläubige Juden verstehen das gesamte Leben als Dienst an Gott. Der Spruch „Ich habe den Herrn allezeit vor Augen“ (Altes Testament, Psalm 16, 8), der auf der Vorderwand zahlreicher Synagogen steht, kennzeichnet die traditionelle jüdische Frömmigkeit.

Orthodoxe Juden beten dreimal am Tag: am Morgen (schaharit), am Nachmittag (minha) und am Abend (maarib). Zu diesen Zeiten brachte man früher Opfergaben im Tempel von Jerusalem dar, so dass das Gebet in gewissem Sinne den Tempeldienst nach der Zerstörung des Gotteshauses fortsetzt.

Als einzig festes Element enthalten alle jüdischen Gottesdienste eine Reihe von Benediktionen, im Stehen verrichtete, hymnische Gebete. Dazu gehören die Tepilla (Gebet) oder Amida (stehend), auch Schemone Esre (Achtzehngebet) genannt. An Wochentagen besteht dieses heute aus 19 Benediktionen, die 13 Bitten um Wohlergehen und messianische Erfüllung umfassen. Am Sabbat und an Festtagen werden die Bitten durch dem Anlass entsprechende Gebete ersetzt, die täglichen Bitten. Zu den Morgen- und Abendgebeten gehört überdies die Shema. Jeder Gottesdienst schliesst mit zwei messianischen Gebeten, dem Alenu sowie der Kaddisch, einer aramäischen Doxologie. Als Zeichen seiner Ergebenheit trägt der erwachsene männliche Vorbeter während des Morgengebets einen Gebetsmantel (tallit) mit Quasten (sisit) sowie das Tefillin, an einem Ledergehäuse befestigte Gebetsriemen. Beide leiten sich aus Passagen der Schrift ab. Am Türpfosten eines Hauses erinnern die amulettartigen Mezuza an Gottes

© Ch. Zumbach

Allgegenwart. Als Zeichen des Respekts vor Gott bedecken die Juden ihren Kopf während des Gebets mit einem Hut oder einem Gebetskäppchen (kippa; jiddisch: yarmulke). Fromme Juden halten ihren Kopf sogar ständig bedeckt, um auf Gottes stetige Präsenz zu verweisen.

Das Studium der Thora, in der sich nach jüdischer Auffassung der Wille Gottes offenbart, zählt im rabbinischen Judentum ebenfalls zum Dienst an Gott. Während des täglichen Morgengebets rezitieren die Gläubigen Stellen aus der Heiligen Schrift und dem Talmud. Am Montag- und Donnerstagmorgen erfolgt das Entnehmen der Thora (der fünf Bücher Mose) aus dem Schrein am Kopf der Synagoge im Rahmen einer feierlichen Prozession vor dem Gottesdienst. Die wichtigsten liturgischen Lesungen der Thora finden am Sabbat und an Festtagen statt. Im Verlauf eines Jahres wird der gesamte Pentateuch am Sabbat rezitiert. Der Zyklus beginnt im Herbst am Ende des Laubhüttenfestes. Die einzelnen Lesungen beinhalten die für den jeweiligen Tag vorgesehenen Themen und Gebete, die am Sabbat und an Feiertagen durch Rezitationen aus den Prophetenbüchern ergänzt werden. Das öffentliche Rezitieren der Schrift macht einen Grossteil des Gottesdienstes aus und stellte ursprünglich wohl auch die eigentliche Aufgabe der Synagoge dar.

Über die üblichen Gebete hinaus rezitieren gläubige Juden im Verlauf des Tages eine Vielzahl von Benediktionen. Nach jüdischer Auffassung gehört die Erde Gott, und die Menschen verwalten sie nur als Bauern oder Gärtner. Ehe sie ihre Früchte ernten, danken sie Gott, den sie als ihren eigentlichen Besitzer ansehen.

Die jüdischen Speisegebote gehen auf den Tempelkult zurück. Der häusliche Esstisch wird analog zum Altar des Herrn aufgebaut. Bestimmte Tiere gelten als unrein und dürfen daher nicht gegessen werden (Altes Testament, Deuteronomium 14, 3-21). Hierzu zählen Schweine und Fische ohne Flossen oder Schuppen. Erlaubt (koscher) ist das Fleisch von Tieren mit gespaltenen Hufen, die ihr Futter wiederkäuen, jedoch nur, wenn der Schlachter strenge Regeln beachtet und das gesamte Blut vor dem Verzehr vollständig entfernt hat. Fleisch und Milchprodukte dürfen nicht zusammen verzehrt werden.

Der liturgische Kalender der Juden richtet seine Zeiteinteilung nach den Vorschriften der Thora und den Traditionen des Tempelkultes. Am siebten Tag, dem Sabbat, soll die Arbeit ruhen. An diesem Tag erweisen die Juden ihrem Schöpfer die Ehre. Sie verbringen den Sabbat mit Gebeten, Bibelstudien, Erholung und beim gemeinsamen Mahl im Familienkreis. Wie an Festtagen gibt es auch am Sabbat einen zusätzlichen (musaf) Gottesdienst in der Synagoge, der mit einer Opferhandlung in Verbindung steht, die früher im Tempel ausgeführt wurde.

Das jüdische Jahr umfasst fünf grosse und zwei kleine Feste. Drei der Hauptfeiern wurzeln in der bäuerlichen Kultur und folgen dem Rhythmus der Jahreszeiten. Passah, das Frühlingsfest, markiert den Beginn der Gerstenernte, die 50 Tage später mit dem Wochenfest (Fest der Schnitternte) endete. Durch das Lesefest wird die Herbsternte gefeiert, der eine zehntägige Phase der allgemeinen Reinigung vorausgeht. Passah erinnert an den Exodus aus Ägypten, Shawuot an die Übergabe der Gesetzestafeln auf dem Berge Sinai, weshalb zu diesem Anlass die feierliche Verlesung der Zehn Gebote in der Synagoge gehört. Die zehn Tage währende Busszeit vor dem Herbstfest beginnt mit Rosh Haschana, der Neujahrsfeier, und endet mit Jom Kippur, dem Versöhnungstag. Nach alter Tradition wird die Welt an jedem Neujahrstag gerichtet und der Bund am Versöhnungstag von neuem besiegelt. Am Neujahrstag ruft ein Widderhorn (schofar) das Volk zur Busse auf. Der Versöhnungstag, der heiligste Tag des jüdischen Kalenders, dient dem Fasten, dem Gebet und der Beichte. Seine Liturgie beginnt mit dem Klagegesang

© Ch. Zumbach

des Kol Nidre und schliesst eine Erinnerung an den Ritus dieses Tages (avoda) im Tempel ein.

Die beiden kleineren Feste, Chanukka und Purim, entstanden später als die fünf vom Pentateuch vorgeschriebenen Feiern. Chanukka, das Tempelweihfest, feiert den Aufstand der Makkabäer gegen den syrischen König Antiochus IV. 165 v. Chr. und die anschliessende Weihe des zweiten Tempels. An Purim (Losfest) wird die Befreiung der persischen Juden durch Esther und Mordekai gefeiert. Auf dem Höhepunkt dieses Festes, das einen Monat vor Passah stattfindet, wird die betreffende Schriftrolle (megilla) in der Synagoge verlesen. Vier Fastentage, die Ereignisse im Rahmen der Belagerung und Zerstörung der beiden Tempel in den Jahren 586 v. Chr. und 70 n. Chr. wachrufen, vervollständigen das liturgische Jahr. Der wichtigste trägt den Namen Tishah b'Ab und erinnert an die zweimalige Zerstörung des Tempels.

Im Judentum ist die Beschneidung der männlichen Kleinkinder als Teil des Bundes von Abraham mit Gott vorgeschrieben. Nach dem Gesetz der Leviten muss jeder männliche Jude unter Androhung der Ächtung durch die Gemeinschaft von Israel am achten Tag nach seiner Geburt beschnitten werden. Die Juden bedienen sich eines Mohel, eines Mannes, der über die verlangten chirurgischen Fähigkeiten verfügt sowie den religiösen Hintergrund der Beschneidung kennt. Nach einem rituellen Gebet beschneidet der Mohel das Kind, gibt ihm seinen Namen und segnet es.

Mit 13 Jahren erreichen sie die Volljährigkeit und übernehmen von da an selbst die Verantwortung für die Beachtung aller Gebote (Bar-Mizwa). Auch dürfen sie dann zum ersten Mal in der Synagoge aus der Thora vorlesen. Mädchen sind mit zwölf volljährig und feiern dies in modernen, liberalen Synagogen mit dem gleichen Ritus wie die Jungen. Im 19. Jahrhundert führte die Reformbewegung die Konfirmation für junge Männer und Frauen ein. Sie findet während des Wochenfestes statt und beinhaltet ein Bekenntnis zu dem am Berge Sinai geoffenbarten Glauben. Den nächsten Wendepunkt im Leben eines gläubigen Juden stellt die Hochzeit (kidduschin: Heiligung) dar. Die sieben Vermählungsbenediktionen schliessen Bittgebete für den Wiederaufbau von Jerusalem und die Rückkehr des jüdischen Volkes nach Zion ein. Desgleichen bettet der jüdische Bestattungsritus die Hoffnung auf die Auferstehung des Toten in ein Gebet für die Erlösung des gesamten Volkes ein. Fromme Juden lassen sich in ihrem tallit (Gebetsmantel) begraben.

© Ch. Zumbach

Die Essener

200 v. Chr. - 400 n. Chr.

(Essäer), Mitglieder einer ordensähnlichen jüdischen Religionsgemeinschaft, die auf der Grundlage von Gütergemeinschaft organisiert wurde und sich zu strenger Askese bekannte. Der Orden bestand zwischen dem 2. Jahrhundert v. Chr. und dem 4. Jahrhundert n. Chr. in der Region des Toten Meeres. Quellen, die seine Existenz überliefern, sind die Schriften des Philo Judaeus, eines jüdischen Gelehrten und Philosophen aus dem hellenistischen Alexandria, des römischen Historikers Plinius des Älteren und des jüdischen Historikers Flavius Josephus.

In der Gemeinschaft der Essener wurde die Sklaverei zum ersten Mal als Menschenschändung verdammt. Der Überlieferung zufolge sollen sie Sklaven von Sklavenhaltern abgekauft und befreit haben. Die Essener lebten in kleinen unabhängigen Gemeinschaften, betrieben Landwirtschaft und pflegten das Handwerk.

Nach 1947 wurden aufgrund von antiken hebräischen Schriftrollen (Schriftrollen von Qumran) neue Erkenntnisse über die Essener gewonnen. Diese Handschriften wurden in der Nähe des Toten Meeres bei Khirbet Qumran gefunden und lassen vermuten, dass die Gegend im 1. Jahrhundert n. Chr. von einer Essener-Gemeinschaft besiedelt war. Unter den Schriftrollen befindet sich auch eine „Sektenregel“, die mit den in griechischen und lateinischen Quellen überlieferten Lebensgewohnheiten der Essener in Verbindung gebracht werden kann.

Qumran-Rollen, Sammlung hebräischer und aramäischer Handschriften, die seit 1947 in mehreren Höhlen Jordaniens, im Gebiet um Khirbet Qumran am Nordwestufer des Toten Meeres, gefunden wurden. Dabei handelt es sich um über 600 Leder- oder Papyrusschriftrollen, die in unterschiedlichem Zustand erhalten sind. Die Handschriften werden Mitgliedern einer davor unbekannten jüdischen Ordensgemeinschaft zugeschrieben und umfassen Gesetzestexte, Gesangbücher, Bibelauslegungen und apokalyptische Schriften. Darüber hinaus fand man zwei der ältesten bekannten und fast völlig unbeschädigten Abschriften des Buches Jesaja, Teile des Buches Daniel, Reste mehrerer Psalmenhandschriften, althebräische Fragmente des Buches Levitikus, hebräische und aramäische Fragmente der deuterokanonischen Bücher sowie Texte aus einigen Büchern der Apokryphen und der Pseudepigraphen in Orginalsprache. Diese Texte, die im hebräischen Kanon der Bibel nicht enthalten, sondern bloss aus frühen griechischen, syrischen, lateinischen und äthiopischen Fassungen bekannt waren, sind das Buch Tobias, Jesus Sirach, Teile von Henoch sowie Levis Testament.

Die sieben Hauptschriften wurden von Beduinen entdeckt und später von der hebräischen Universität in Jerusalem sowie von der israelischen Regierung erworben.

Nach dem ersten Fund folgte die wissenschaftliche Erforschung der benachbarten Höhlen unter der Schirmherrschaft der jordanischen Behörde für Altertümer, der vom Dominikanerorden betriebenen École Biblique et Archéologique von Jerusalem und des palästinensischen Archäologischen Museums (des heutigen Rockefeller Museums).

Es stellte sich heraus, dass die Manuskripte dem Bibliotheksbestand der jüdischen Ordensgemeinschaft entstammten, die in dem in der Nähe der Fundstelle gelegenen Ort Khirbet Qumran angesiedelt war. Pa-

© Ch. Zumbach

läographischen Nachweisen zufolge sind die meisten der Urkunden in der Zeit zwischen etwa 200 v. Chr. und 68 n. Chr. entstanden. Letztere Datierung wird zusätzlich durch archäologische Forschungsergebnisse bestätigt, da Ausgrabungen an den Fundorten ergaben, dass diese 68 n. Chr. geplündert wurden. Es wird angenommen, dass die jüdische Gemeinschaft durch ein römisches Heer unter dem späteren Kaiser Vespasian ausgeraubt wurde, das eigentlich unterwegs war, um einen im Jahr 66 n. Chr. eingeleiteten jüdischen Aufstand zu unterdrücken. Die Urkunden wurden vermutlich zwischen 66 und 68 versteckt.

Den schriftlichen Aufzeichnungen zufolge verstand sich die Ordensgemeinschaft von Qumran als eine Art Vorbild für ein Haus Israel, das sich auf das bevorstehende Gottesreich und den Tag des letzten Gerichts vorbereitete und auf Gütergemeinschaft gegründet war. Ihre Mitglieder wurden einer zwei- bis dreijährigen Probezeit unterzogen und gemäss des Grades ihrer Reinheit eingestuft. Die geistlichen Führungssämter wurden von drei Priestern, unterstützt von zwölf Laien-Hilfsgeistlichen (Kirchenältesten) bekleidet, wobei die Verwaltung der einzelnen „Ortsgruppen“ einem bischofsähnlichen Aufseher zukam. Dieser unterstand wiederum einem dem gesamten Orden vorstehenden „Erzbischof“ oder „Prinzen“. Das Studium des Gesetzes sowie des ersten Abschnitts der hebräischen Bibel war für alle Ordensmitglieder verpflichtend, wobei die korrekte Auslegung der Bibel durch eine Reihe von geistlichen Monitoren, die „richtige Erklärer“ bzw. „Lehrer des Rechten“ genannt wurden, jeweils von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Das Ende ihrer Ära sollte entsprechend dem Glauben der Ordensgemeinschaft mit dem Erscheinen eines neuen Erklärers und Propheten (Deuteronomium 18, 18) zusammenfallen. In einer der Schriftrollen sind Einzelheiten über einen letzten Krieg zwischen den „Söhnen des Lichtes“ und den „Söhnen der Finsternis“ enthalten.

Ähnlichkeiten zwischen den in den Schriftrollen beschriebenen Glaubensformen und Praktiken und denjenigen, die den Essenern von dem jüdisch-hellenistischen Religionsphilosophen Philon von Alexandria und dem jüdischen Historiker Flavius Josephus zugeschrieben wurden, legten nahe, dass die Qumran-Gemeinschaft mit diesen in Verbindung stand oder identisch war. Weitere Beweise für eine derartige Gleichstellung finden sich in den Werken des römischen Schriftstellers Plinius des Älteren, der berichtet, dass die Essener zu seiner Zeit in der Gegend um Khirbet Qumran lebten.

In den Schriftrollen finden sich Andeutungen über Personen und Ereignisse aus der hellenistischen und frühen römischen Periode der jüdischen Geschichte. So wird z. B. in einem Kommentar zum Buch Nahum, der sich offenbar auf ein von Josephus überliefertes Ereignis aus dem Jahr 88 v. Chr. bezieht, ein bestimmter Demetrios erwähnt, der syrische König Demetrios III., und Alexander Jannäus, der König der Hasmonäer (Makkabäer). Ähnliche, wiederholt auftauchende Anspielungen über einen verfolgten „Lehrer des Rechten“ wurden mit unterschiedlichen religiösen Persönlichkeiten in Verbindung gebracht, wie z. B. mit dem letzten rechtmässigen jüdischen Hohepriester Onias III., der 175 v. Chr. abgesetzt wurde, ferner mit den Führern der Makkabäer, dem Hohepriester Mattathias und dessen Sohn, dem Heerführer Judas Makkabäus, sowie mit Menahem, dem Anführer der Zeloten aus dem Jahr 66 n. Chr. Siehe auch Makkabäer.

Die biblischen Texte, die sich unter den Schriftrollen befanden, sind um Jahrhunderte älter als die in der traditionellen Masora enthaltenen und bestätigen teilweise die in der griechischen Septuaginta und anderen antiken Fassungen überlieferten Schriften. Folglich sind sie für die Rekonstruktion der ursprünglichen Texte der hebräischen heiligen Schriften von unschätzbarem Wert.

© Ch. Zumbach

Inhaltlich stimmen die Qumran-Rollen zum grossen Teil mit den Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments sowie mit älteren Teilen des Talmud überein. Ferner bestehen Parallelen zu iranischen Anschauungen, die beweisen, dass das Judentum zwischen den beiden Testamenten stark aus dieser Richtung beeinflusst war.

Von besonderer Bedeutung sind die vielen gedanklichen und sprachlichen Verbindungen, die zwischen den Schriftrollen und dem Neuen Testament bestehen. In beiden wird das nahe Bevorstehen des Gottesreiches hervorgehoben, die Notwendigkeit unmittelbarer Busse sowie die Vernichtung des Bösen. Auch bezüglich der Taufe durch den Heiligen Geist und der Beschreibungen der Gläubigen als „Auserwählte“ und „Kinder des Lichtes“ weisen beide Schriften Übereinstimmungen auf (zu Entsprechungen in der Bibel siehe etwa Titus 1, 1; 1 Petrus 1, 2; Epheser 5, 8). Derartige Parallelen sind vor allem deshalb interessant, da sowohl die Mitglieder der Qumran-Gemeinschaft wie auch Johannes der Täufer zur selben Zeit und in diesem Gebiet lebten. Obwohl die Schriftrollen Parallelen zur Botschaft Jesu aufweisen, finden sich hier keine Entsprechungen zu den ausgeprägt christlichen Lehren wie z. B. der Inkarnation Gottes, dem Sühneopfer Christi und der Erlösung durch den Tod am Kreuz.

Einige der Texte aus den Qumran-Rollen wurden von der American School of Oriental Research, der hebräischen Universität und der jordanischen Behörde für Altertümer veröffentlicht. Gegenwärtig befindet sich der Grossteil der Schriftrollen in Jerusalem, im „Shrine of the Book“, im Rockefeller Museum und im Museum der Behörde für Altertümer in Amman. Seit ihrer Entdeckung entstanden eine Vielzahl von Übersetzungen der Schriftrollen sowie zahlreiche Kommentare.

Die Qumran-Rollen

200 v. Chr. - 68 n. Chr.

Sammlung hebräischer und aramäischer Handschriften, die seit 1947 in mehreren Höhlen Jordaniens, im Gebiet um Khirbet Qumran am Nordwestufer des Toten Meeres, gefunden wurden. Dabei handelt es sich um über 600 Leder- oder Papyrusschriftrollen, die in unterschiedlichem Zustand erhalten sind. Die Handschriften werden Mitgliedern einer davor unbekannten jüdischen Ordensgemeinschaft zugeschrieben und umfassen Gesetzestexte, Gesangbücher, Bibelauslegungen und apokalyptische Schriften. Darüber hinaus fand man zwei der ältesten bekannten und fast völlig unbeschädigten Abschriften des Buches Jesaja, Teile des Buches Daniel, Reste mehrerer Psalmenhandschriften, althebräische Fragmente des Buches Levitikus, hebräische und aramäische Fragmente der deuterokanonischen Bücher sowie Texte aus einigen Büchern der Apokryphen und der Pseudepigraphen in Orginalsprache. Diese Texte, die im hebräischen Kanon der Bibel nicht enthalten, sondern bloss aus frühen griechischen, syrischen, lateinischen und äthiopischen Fassungen bekannt waren, sind das Buch Tobias, Jesus Sirach, Teile von Henoch sowie Levis Testament.

Die sieben Hauptschriften wurden von Beduinen entdeckt und später von der hebräischen Universität in Jerusalem sowie von der israelischen Regierung erworben.

Nach dem ersten Fund folgte die wissenschaftliche Erforschung der benachbarten Höhlen unter der Schirmherrschaft der jordanischen Behörde für Altertümer, der vom Dominikanerorden betriebenen École Biblique et Archéologique von Jerusalem und des palästinensischen Archäologischen Museums

(des heutigen Rockefeller Museums).

Es stellte sich heraus, dass die Manuskripte dem Bibliotheksbestand der jüdischen Ordensgemeinschaft entstammten, die in dem in der Nähe der Fundstelle gelegenen Ort Khirbet Qumran angesiedelt war. Paläographischen Nachweisen zufolge sind die meisten der Urkunden in der Zeit zwischen etwa 200 v. Chr. und 68 n. Chr. entstanden. Letztere Datierung wird zusätzlich durch archäologische Forschungsergebnisse bestätigt, da Ausgrabungen an den Fundorten ergaben, dass diese 68 n. Chr. geplündert wurden. Es wird angenommen, dass die jüdische Gemeinschaft durch ein römisches Heer unter dem späteren Kaiser Vespasian ausgeraubt wurde, das eigentlich unterwegs war, um einen im Jahr 66 n. Chr. eingeleiteten jüdischen Aufstand zu unterdrücken. Die Urkunden wurden vermutlich zwischen 66 und 68 versteckt.

Den schriftlichen Aufzeichnungen zufolge verstand sich die Ordensgemeinschaft von Qumran als eine Art Vorbild für ein Haus Israel, das sich auf das bevorstehende Gottesreich und den Tag des letzten Gerichts vorbereitete und auf Gütergemeinschaft gegründet war. Ihre Mitglieder wurden einer zwei- bis dreijährigen Probezeit unterzogen und gemäss des Grades ihrer Reinheit eingestuft. Die geistlichen Führungssämter wurden von drei Priestern, unterstützt von zwölf Laien-Hilfsgeistlichen (Kirchenältesten) bekleidet, wobei die Verwaltung der einzelnen „Ortsgruppen“ einem bischofsähnlichen Aufseher zukam. Dieser unterstand wiederum einem dem gesamten Orden vorstehenden „Erzbischof“ oder „Prinzen“. Das Studium des Gesetzes sowie des ersten Abschnitts der hebräischen Bibel war für alle Ordensmitglieder verpflichtend, wobei die korrekte Auslegung der Bibel durch eine Reihe von geistlichen Monitoren, die „richtige Erklärer“ bzw. „Lehrer des Rechten“ genannt wurden, jeweils von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Das Ende ihrer Ära sollte entsprechend dem Glauben der Ordensgemeinschaft mit dem Erscheinen eines neuen Erklärers und Propheten (Deuteronomium 18, 18) zusammenfallen. In einer der Schriftrollen sind Einzelheiten über einen letzten Krieg zwischen den „Söhnen des Lichtes“ und den „Söhnen der Finsternis“ enthalten.

Ähnlichkeiten zwischen den in den Schriftrollen beschriebenen Glaubensformen und Praktiken und denjenigen, die den Essenern von dem jüdisch-hellenistischen Religionsphilosophen Philon von Alexandria und dem jüdischen Historiker Flavius Josephus zugeschrieben wurden, legten nahe, dass die Qumran-Gemeinschaft mit diesen in Verbindung stand oder identisch war. Weitere Beweise für eine derartige Gleichstellung finden sich in den Werken des römischen Schriftstellers Plinius des Älteren, der berichtet, dass die Essener zu seiner Zeit in der Gegend um Khirbet Qumran lebten.

In den Schriftrollen finden sich Andeutungen über Personen und Ereignisse aus der hellenistischen und frühen römischen Periode der jüdischen Geschichte. So wird z. B. in einem Kommentar zum Buch Nahum, der sich offenbar auf ein von Josephus überliefertes Ereignis aus dem Jahr 88 v. Chr. bezieht, ein bestimmter Demetrios erwähnt, der syrische König Demetrios III., und Alexander Jannäus, der König der Hasmonäer (Makkabäer). Ähnliche, wiederholt auftauchende Anspielungen über einen verfolgten „Lehrer des Rechten“ wurden mit unterschiedlichen religiösen Persönlichkeiten in Verbindung gebracht, wie z. B. mit dem letzten rechtmässigen jüdischen Hohepriester Onias III., der 175 v. Chr. abgesetzt wurde, ferner mit den Führern der Makkabäer, dem Hohepriester Mattathias und dessen Sohn, dem Heerführer Judas Makkabäus, sowie mit Menahem, dem Anführer der Zeloten aus dem Jahr 66 n. Chr. Siehe auch Makkabäer.

Die biblischen Texte, die sich unter den Schriftrollen befanden, sind um Jahrhunderte älter als die in der

traditionellen Masora enthaltenen und bestätigen teilweise die in der griechischen Septuaginta und anderen antiken Fassungen überlieferten Schriften. Folglich sind sie für die Rekonstruktion der ursprünglichen Texte der hebräischen heiligen Schriften von unschätzbarem Wert.

Inhaltlich stimmen die Qumran-Rollen zum grossen Teil mit den Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments sowie mit älteren Teilen des Talmud überein. Ferner bestehen Parallelen zu iranischen Anschauungen, die beweisen, dass das Judentum zwischen den beiden Testamenten stark aus dieser Richtung beeinflusst war.

Von besonderer Bedeutung sind die vielen gedanklichen und sprachlichen Verbindungen, die zwischen den Schriftrollen und dem Neuen Testament bestehen. In beiden wird das nahe Bevorstehen des Gottesreiches hervorgehoben, die Notwendigkeit unmittelbarer Busse sowie die Vernichtung des Bösen. Auch bezüglich der Taufe durch den Heiligen Geist und der Beschreibungen der Gläubigen als „Auserwählte“ und „Kinder des Lichtes“ weisen beide Schriften Übereinstimmungen auf (zu Entsprechungen in der Bibel siehe etwa Titus 1, 1; 1 Petrus 1, 2; Epheser 5, 8). Derartige Parallelen sind vor allem deshalb interessant, da sowohl die Mitglieder der Qumran-Gemeinschaft wie auch Johannes der Täufer zur selben Zeit und in diesem Gebiet lebten. Obwohl die Schriftrollen Parallelen zur Botschaft Jesu aufweisen, finden sich hier keine Entsprechungen zu den ausgeprägt christlichen Lehren wie z. B. der Inkarnation Gottes, dem Sühneopfer Christi und der Erlösung durch den Tod am Kreuz.

Einige der Texte aus den Qumran-Rollen wurden von der American School of Oriental Research, der hebräischen Universität und der jordanischen Behörde für Altertümer veröffentlicht. Gegenwärtig befindet sich der Grossteil der Schriftrollen in Jerusalem, im „Shrine of the Book“, im Rockefeller Museum und im Museum der Behörde für Altertümer in Amman. Seit ihrer Entdeckung entstanden eine Vielzahl von Übersetzungen der Schriftrollen sowie zahlreiche Kommentare.

© Ch. Zumbach

Die Urchristen

29 - 400 n. Chr.

Zu den Urchristen gehören die nächsten Angehörigen und Juden, welche Jesus von Nazareth als ihren Lehrer ehrten. Jesus vertrat den Glauben an den ewig existierenden Gott und versuchte die Menschheit an den Bund Gottes zu erinnern. Jesus lehrte, dass nicht die traditionellen Bräuche, sondern die heilige Schrift mit den Geboten Gottes zu befolgen sei. Er lehrte auch, dass Gott alleine der Richter der Welt sei und nicht der Mensch über Andere richten soll.

Das Römische Reich, in dem das Urchristentum seinen Anfang nahm, brach schliesslich zusammen. Viele Historiker behaupten, dieser Zusammenbruch sei mit dem endgültigen Sieg des Christentums über das Heidentum einhergegangen. Der anglikanische Bischof E. W. Barnes und viele Religionsforscher sind jedoch anderer Ansicht: „Als die klassische Zivilisation unterging, hörte das Urchristentum auf, der von Jesus Christus gelehrte edle Glaube zu sein: Es wurde zu einer neuen Religion, die sich in einer in Auflösung begriffenen Welt gut als gesellschaftliches Bindemittel verwenden liess“ (The Rise of Christianity). Die Folgende Zeit brachte neue Lehren der Christenheit, die nicht urchristlich sind (also offenkundig nicht mit dem Inhalt der Bibel übereinstimmen). Die Dreieinigkeitslehre oder Trinität (Vater, Sohn, Heilige Geist) ,die Verehrung des Kreuzes, die Gottwerdung des Propheten Jesu, die Erbsündenlehre, die Lehre von der Apartheid, die Lehre vom Schicksal ,die Lehre vom Zölibat, die Erlösungstheorie, das Papsttum, die Weihnachtsbräuche.(siehe Konzil)

Der Kaiser Konstantin einte ein wankendes Weltreich, reorganisierte das Staatswesen und bereitete den Boden für den Sieg des Christentums gegen Ende des 4. Jahrhunderts. Viele moderne Historiker erkennen die Aufrichtigkeit seiner religiösen Haltung an. Seine Hinwendung zum Christentum war ein stufenweiser Prozess: Zunächst mag Konstantin Christus mit dem siegbringenden Sonnengott assoziiert haben, beim Konzil von Nicäa im Jahre 325 war er jedoch bereits durch und durch Christ, duldete aber auch weiterhin die alten römischen Religionen in seinem Reich. Konstantin war der erste Kaiser, der im Namen Christi regierte. Er begründete den Anspruch, dass der Kaiser als Stellvertreter Christi nicht nur Herr des Staates, sondern auch Herr der Kirche sei, und legte damit den Grundstein für das mittelalterliche christliche Europa (siehe Christentum).

Jesus (geboren zwischen 8 und 4 v. Chr., gestorben um das Jahr 29) war Urheber und zentrale Gestalt der Urchristen und des heutigen Christentums. Jesus stammte vermutlich aus Nazareth in Galiläa. Sein Vater war Zimmermann. Von seiner Mutter und seinen Brüdern (leibliche Geschwister oder Verwandte) weiss man nur mit historischer Gewissheit, dass sie nach dem Tod Jesu zur urchristlichen Gemeinde gehörten. Die Erzählung von der Geburt Jesu als Jungfrauengeburt ist ein altes Motiv aus der Mythologie und geht auf Vorstellungen zurück, die im hellenistischen und orientalischen Kulturkreis verbreitet waren.

Der Name Jesus leitet sich von der griechischen Form des hebräischen Namens Josua (oder Jehosua: Jahwe ist die Erlösung) ab. Der Titel „Christus“ stammt von griechisch christos, der Übersetzung des hebräischen Wortes mashiakh („der Gesalbte“ oder der Messias).

Geschichtliche Kenntnisse über das Leben Jesu finden sich in erster Linie in den Schriften des Neuen Testaments, aber auch bei nichtchristlichen Schriftstellern wie Josephus Flavius und Tacitus.

© Ch. Zumbach

Bevor die Evangelisten Matthäus und Lukas Jesu Geburt und Kindheit beschreiben, zeichnen sie seinen Stammbaum nach, der über Abraham und David führt (N. T., Matthäus 1, 1-17; Lukas 3, 23-38), wodurch sie eine direkte Verbindung mit der Geschichte Israels herstellen. Nur Matthäus berichtet von der Flucht nach Ägypten (2, 13-23), durch die Josef und Maria Jesus vor Herodes dem Grossen, dem König von Judäa, retten. Lukas schildert dagegen als einziger, dass die Eltern der jüdischen Tradition folgen: Sie sorgen für Jesu Beschneidung und für die Vorstellung des Erstgeborenen im Tempel von Jerusalem (2, 21-24). Auch erwähnt Lukas einen späteren Aufenthalt mit dem Zwölfjährigen im Tempel beim Passahfest (2, 21-51). Über die Phase zwischen diesem Zeitpunkt und dem öffentlichen Auftreten Jesu rund 18 Jahre später finden sich in den Evangelien keine Angaben.

Die drei synoptischen Evangelien Matthäus, Markus und Lukas (so genannt, weil ihre Erzählungen des Lebens Jesu Parallelen aufweisen), lassen Jesu öffentliches Wirken mit der Zeit nach der Verhaftung Johannes' des Täufers beginnen. Dagegen leitet Johannes das Wirken Jesu mit der Wahl der ersten Jünger ein (1, 40-51).

Die Synoptiker stimmen in ihrer Darstellung des Ablaufs der Verkündigungszeit und der Ereignisse, die ihr direkt vorausgingen, weitgehend überein. Alle drei Evangelisten erzählen von der Taufe (damals die tägliche, rituelle Reinigung) Jesu im Jordan durch Johannes den Täufer, vom Rückzug Jesu in die Wüste, wo er 40 Tage lang fastet und betet (Nachahmung von Moses auf dem Berg Sinai), sowie von der Versuchung Jesu durch den Teufel (Matthäus 4, 3-9; Lukas 4, 3-12).

Danach kehrt Jesus in seine Heimatstadt Nazareth zurück (Lukas 4, 16-30), beginnt anschliessend in Kapernaum seine Lehre zu verkünden und sammelt die ersten Jünger um sich.

Wie zahlreiche jüdische Propheten vor ihm verkündet Jesus das nahende Reich Gottes. Menschen mit körperlichen Gebrechen oder seelischen Leiden heilt er durch die Kraft des Glaubens. In Gleichnissen verkündet er die endzeitliche Liebe Gottes, die er selbst verwirklicht, indem er „Zöllner und Sünder" mit einbezieht. Die Bergpredigt in Matthäus 5, 1-7, 27, die die Seligpreisungen (5, 3-12) und das Vaterunser (6, 9-13) enthält, gehören zu den Kernaussagen der Lehre Jesu. Dabei legt er grösseren Wert auf die innere Einstellung zu den Geboten als auf die strikte Beachtung der jüdischen Rituale und stösst damit auf die Gegnerschaft von Pharisäern und Schriftgelehrten, die ihm vorwerfen, die Autorität des Gesetzes, der Thora, zu untergraben. Insbesondere der offene Umgang Jesu mit gesellschaftlich Ausgestossenen und Armen führt zur Ablehnung durch die Pharisäer, die auf das Wahren der Tradition bedacht sind.

Während seines Aufenthalts in der Gegend von Cäsarea Philippi gibt sich Jesus dem Simon Petrus als der lebendige Sohn Gottes (damals jeder einziggeborene der Familie) zu erkennen (Matthäus 16, 16; Markus 8, 29; Lukas 9, 20). Diese Offenbarung sowie die folgende Ankündigung von Jesu Leiden, seine Auferstehung sowie die Regelung der Nachfolge wurden zu Schlüsselstellen zur Begründung der Autorität der christlichen Kirche, wobei sich die katholische Kirche insbesondere auf Matthäus 16, 17-19 beruft.

Der Anspruch Jesu, Gott zu verteidigen, sowie die Bestreitung der alleinigen Gültigkeit der jüdischen Tradition führt zum Konflikt mit den Hohenpriestern, den Schriftgelehrten, den Pharisäern und Sadduzäern.

© Ch. Zumbach

Da sie befürchten, Jesu Aktivitäten würden das Volk gegen sie sowie die Römer gegen das jüdische Volk aufbringen (Johannes 11, 48), verbünden sie sich mit Judas Ischarioth, einem Jünger Jesu. Als Jesus mit seinen Jüngern das Passahmahl feiert, sagt er den bevorstehenden Verrat und seinen nahen Tod als Opfer für die Sünden der Menschheit voraus. Seine Segnung des ungesäuerten Brotes und des Weines sowie das gemeinsame Mahl mit seinen Jüngern (Matthäus 26, 27) wurden später zur Grundlage der christlichen Tradition der Eucharistie oder des Abendmahles.

Durch das Synedrium, die oberste religiöse, gerichtliche und politische Behörde des Judentums, wird Jesus wegen Gotteslästerung zum Tode verurteilt und den Römern übergeben. Da nur der römische Statthalter die Todesstrafe verhängen darf, lässt ihn Pontius Pilatus als politischen Anführer durch die römische Kreuzigungsstrafe hinrichten.

Mit der Hinrichtung Jesu ist seine Wirksamkeit jedoch nicht zu Ende. Bei den Jüngern setzt sich die Überzeugung durch, der Gekreuzigte sei auferstanden (damals der Begriff für: ins Leben zurückgeholt), ihnen erschienen und lebe als Herrscher der Endzeit bei Gott.

Leben und Wirken Jesu boten im Laufe der Geschichte Anlass zu heftigen Disputen und unterschiedlichsten Interpretationen. In der frühen Kirche wurden deshalb bestimmte Glaubensinhalte festgelegt, um abweichende Lehren zu bekämpfen. Mit der Person und dem Werk Christi befasst sich insbesondere die Christologie (siehe Konzile).

Die Evangelien

68-400 n. Chr.

Die ersten Schriften des Neuen Testamentes. Evangelium (griechisch evangélion: gute Botschaft, frohe Kunde), in der Antike Bezeichnung für die Botschaft vom Sieg eines Heeres oder die heilvolle Prophezeiung eines göttlichen Orakels. Im Neuen Testament werden die Lehren Jesu Christi als Evangelium bezeichnet, wie sie in den Schriften der so genannten vier Evangelisten (Matthäus-, Markus-, Lukas- und Johannesevangelium) enthalten sind. Alle vier dieser biblischen Evangelien wurden ursprünglich in Griechisch geschrieben, wobei die Verfasser auf frühere mündliche oder schriftliche Quellen in Aramäisch zurückgriffen.

In der Liturgie bezeichnet der Begriff Evangelium die kurzen Auszüge aus den vier Evangelien, die während der Messe der römisch-katholischen Kirche sowie dem Abendmahlsgottesdienst der Anglikaner zwischen der Epistel und dem Glaubensbekenntnis vorgelesen bzw. gesungen werden

Die ersten drei Evangelien (Matthäus, Markus und Lukas) werden auch synoptische Evangelien genannt, weil sie Leben und Wirken Jesu aus einer ähnlichen Perspektive schildern, wobei sie in der Reihenfolge der Ereignisse, in der Formulierung und in vielen Fällen auch im Stil weitgehend übereinstimmen.

Bis ins 19. Jahrhundert war man der Auffassung, dass das Matthäusevangelium das erste der Evangelien sei, Markus dagegen eine gekürzte Version von Matthäus darstelle. Lukas galt als das jüngste der drei Evangelien, wobei der Verfasser die Matthäus- und Markusevangelien als Vorlage benutzte. Heute

geht die Forschung von einer veränderten Form der Zwei-Quellen-Hypothese aus, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde. Danach ist das Markusevangelium das früheste der Evangelien, das einen Großteil des Erzählmaterials für Matthäus und Lukas lieferte. Die zweite Hauptquelle von Matthäus und Lukas war eine Sammlung von Aussprüchen (und einigen Schilderungen) Jesu, die wahrscheinlich in Aramäisch abgefasst wurden. Diese Quelle, die vermutlich verloren ging, wird als Q (Quelle) oder auch als Logoi (griechisch: Worte oder Aussprüche) bezeichnet. Die Verfasser des Matthäus- und Lukasevangeliums haben wahrscheinlich auch Material aus anderen, ihnen persönlich zugänglichen Quellen hinzugezogen.

Das Johannesevangelium weicht in vieler Hinsicht von den Synoptikern ab. Einige bei Johannes erwähnte Begebenheiten finden sich in keinem der synoptischen Evangelien, wobei Gleiches auch umgekehrt gilt. Ferner werden einige Begebenheiten in der Darstellung von Johannes an anderen Stellen im Text ausgeführt: Die Tempelreinigung erscheint beispielsweise bei Johannes sehr früh (2, 13-25), wird aber bei den Synoptikern erst nach dem triumphalen, letzten Einzug Jesu in Jerusalem geschildert. Von besonderer Bedeutung ist, dass Johannes andere Zeitpunkte für das letzte Abendmahl und die Kreuzigung angibt: Das Abendmahl findet in seiner Version vor dem Passahfest und die Kreuzigung vor dem ersten Tag des Passahfestes statt. Ferner dauert nach Johannes die Predigertätigkeit Jesu mehr als zwei Jahre, während sich die Synoptiker auf die Schilderung eines Jahres beschränken. Nach dem Verfasser des Johannesevangeliums verbrachte Jesus einen großen Teil seiner Zeit in Judäa, mit häufigen Aufenthalten in Jerusalem. Bei den Synoptikern dagegen spielt sich die Predigertätigkeit Jesu hauptsächlich in Galiläa ab.

Nicht zuletzt werden Form und Inhalt der Lehren Jesu im Johannesevangelium auf eine andere Weise dargestellt. Während die Synoptiker diese Lehren hauptsächlich in Gleichnissen und Epigramme kleiden, benutzt der Verfasser des Johannesevangeliums lange allegorische und meditative Reden, z. B. jene vom guten Hirten (Kapitel 10) und dem Weinstock (Kapitel 15). Bezeichnenderweise drückt sich Jesus in einigen dieser langen Reden immer wieder in prägnanten, nur aus einem Satz bestehenden Metaphern aus, wie etwa: „Ich bin das Brot des Lebens“ (6, 35); „Ich bin das Licht der Welt“ (8, 12); „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (14, 6). Im Johannesevangelium beziehen sich die Lehren Jesu im Allgemeinen auf seine göttliche Natur sowie sein Verhältnis zu Gott („und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gelebt“), während die Synoptiker mehr die messianische Berufung Jesu sowie religiöse und ethische Fragen betonen. Ferner verkündet das Johannesevangelium die wahre Natur und Absicht Jesu gleich zu Beginn seines Wirkens, während die Synoptiker diese erst während seiner Predigertätigkeit offenbaren.

Heute ist sich die Forschung einig, dass das Johannesevangelium zeitlich nach den synoptischen Evangelien geschrieben worden sein muss. Es ist jedoch weiterhin umstritten, ob der Verfasser des Johannesevangeliums die synoptischen Evangelien kannte und sie als Quelle benutzte.

Matthäusevangelium, Abkürzung Mt., erstes und umfangreichstes Evangelium im Kanon des Neuen Testaments. Das Hauptinteresse des Matthäusevangeliums gilt der Darstellung Jesu als dem verheißenen Messias, dem rechtmäßigen Erben König Davids sowie der Hervorhebung der Kirche. Adressaten waren judenchristliche Gemeinden im assyrischen Raum. Vom Zeitpunkt seiner Entstehung an (vermutlich um 90 n. Chr., auf jeden Fall jedoch nach der Zerstörung Jerusalems 70 n. Chr; vgl. Mt. 22,7) hat das Matthäusevangelium einen bedeutenden Einfluss auf das Christentum ausgeübt.

© Ch. Zumbach

Der altkirchlichen Überlieferung zufolge wurde das Matthäusevangelium dem Apostel Matthäus zugeschrieben. Diese Annahme ist jedoch umstritten. Der Verfasser benutzt sowohl das Markusevangelium als auch eine Sammlung von Worten Jesu, die als „Quellen“ („Q“) bezeichnet wird. Da das Evangelium zahlreiche Hinweise auf das jüdische Gesetz und die jüdische Lebensweise enthält, wird davon ausgegangen, dass der Verfasser ein Jude war, der zum Christentum übertrat. Das Evangelium wurde vermutlich in Palästina geschrieben.

Das Matthäusevangelium, das aus fünf klar voneinander abgegrenzten Teilen besteht, beginnt mit einer Schilderung der Abstammung Jesu, die der Evangelist bis auf Abraham und David zurückführt. Anschließend folgt ein Bericht über Jesu Geburt und Kindheit (1, 18 bis 2, 23).

Der Schauplatz der ersten vier Einheiten ist Galiläa, während die Handlung im fünften Abschnitt in Judäa spielt. Die erste Erzählung (Kap. 3-4) berichtet von Johannes dem Täufer, der Taufe und Versuchung Jesu und dem Beginn seines öffentlichen Auftretens. Darauf folgt die Bergpredigt (Kap. 5-7) mit den Seligpreisungen und dem Vaterunser (6, 9-13). In Kapitel 8, 1 bis 9, 34 werden als Beschreibung von Wundertaten Beispiele von Jesu Allmacht über Krankheit und über die Dämonenwelt angeführt. Danach gibt er seinen zwölf Jüngern den Auftrag, Menschen zu heilen und sein Wort zu verkünden (10, 6). Kapitel 11 und 12 berichten von der wachsenden Opposition der Pharisäer gegenüber Jesus. Ihr eigentliches Thema ist jedoch die Schilderung des göttlichen Himmelreichs, über das sich Jesus in Form der Gleichnisse vom Sämann (13, 18-23), vom Unkraut unter dem Weizen (13, 24-30) und vom Senfkorn (13, 31-32) äußert. Der vierte Erzählabschnitt berichtet vom Tod Johannes des Täufers (14, 3-12). Jesu offenbart sein göttliches Wesen und seine Berufung gegenüber seinen Jüngern bei Cäsarea Philippi (16, 13-16) und prophezeit seine Kreuzigung und Auferstehung (17, 1-8). Darauf folgt in Kapitel 17, 24 bis 18, 35 eine Darstellung vom Wesen der Kirche. Dabei ist hervorzuheben, dass Matthäus, 16, 17 bis 19 und 18, 17 die einzigen Textstellen der vier Evangelien darstellen, die die Kirche erwähnen. In Kapitel 19 bis 22 wird Jesu Wirken in Judäa bis zu seinem Einzug in Jerusalem beschrieben. Die letzte Erzähleinheit besteht aus zwei Teilen: In Kapitel 23 kritisiert Jesus die Pharisäer und Schriftgelehrten, deren Gerechtigkeit nur vordergründig sei (23, 28). Im zweiten Teil (24-25) erklärt er seinen Jüngern die Zeichen seiner Rückkehr und des Endes der Welt (24, 3), wofür er erneut Gleichnisse, und zwar die vom Feigenbaum (24, 32-33), von den zehn Jungfrauen (25, 1-13) und den Talenten (25, 14-30) verwendet. Darüber hinaus wird die Ankunft des Reiches Gottes und das Jüngste Gericht prophezeit.

Die beiden abschließenden Erzählungen, die den Höhepunkt des Matthäusevangeliums bilden, beschreiben Jesu Salbung, seinen Verrat durch Judas, das letzte Abendmahl, die Verhaftung im Garten Gethsemane, das Verhör durch Pontius Pilatus sowie Jesu Kreuzigung, Tod und Grablegung (26-27). Mit Jesu Auferstehung und seiner Botschaft an die Jünger, sein Wort allen Völkern zu verkünden (28, 19), schließt die letzte Erzählung ab (Kap. 28). In beiden Passagen sind Einzelheiten enthalten, die nur im Matthäusevangelium erwähnt werden: Diese sind der Tod von Judas Ischariot, dem Verräter Jesu, durch Selbstmord nach Empfang seines Lohns (27, 3-10), der Traum der Frau des Pontius Pilatus (27, 19), Pilatus’ Reinwaschung von der Verantwortung für die Kreuzigung Jesu (27, 24-25), das Erdbeben vor dem Tode Jesu (27, 51-53), die Wache am Grab (27, 62-66), das Erdbeben bei Jesu Auferstehung (28, 2-4), und die Erscheinung des auferstandenen Christus (28, 9-20).

Markusevangelium, Abkürzung Mk., das älteste und kürzeste der vier Evangelien im Kanon des Neuen Testaments. Im 3. Jahrhundert n. Chr. schrieb Eusebios von Caesarea das Evangelium dem Apostel

Markus zu. Der tatsächliche Verfasser des Markusevangeliums ist jedoch unbekannt. Da sich einige Stellen des Markusevangeliums auf die Zerstörung Jerusalems beziehen, wurde es vermutlich kurz nach 70 n. Chr. in Galiläa oder Syrien abgefasst.

Das Markusevangelium erzählt die Geschichte Jesu Christi, beginnend mit der Taufe durch Johannes den Täufer und der Versuchung durch den Teufel in der Wüste. Anschließend schildert das Buch die Predigten Jesu in Galiläa vom Reich Gottes und die Wunderheilung von Kranken. Im zweiten Teil des Markusevangeliums verlagert sich das Geschehen nach Jerusalem. Behandelt werden die Verhaftung, die Kreuzigung und die Grablegung Jesu. Darauf folgt die Beschreibung der Auffindung des verlassenen Grabs: Als einige Frauen an das leere Grab kommen, mahnt sie im Evangelium ein Engel, nur den Jüngern von der Auferstehung Jesu zu berichten. Das Evangelium endet in Judäa und schlägt damit den Bogen zurück zum Anfang, während sich der größte Teil der Handlung in Galiläa zuträgt.

Die literarische Leistung des Markusevangeliums liegt in der Zusammenfassung der galiläischen Predigten und jenen Geschichten zum Leben Jesu, die dem Autor als Quellen vorlagen, zu einer ausgedehnten Einleitung der Passionsgeschichte Jesu in Jerusalem. Alle Ereignisse werden in einer dramatisch komponierten Erzählweise geschildert.

Lukasevangelium, drittes Buch des Neuen Testaments.
Der kirchlichen Überlieferung zufolge war Lukas Verfasser des Evangeliums und gilt gleichzeitig auch als Autor der Apostelgeschichte.

Als Entstehungszeit des Lukasevangeliums wird heute allgemein die Zeitspanne zwischen 70 und 80 n. Chr. angesehen. Der Entstehungsort des Lukasevangeliums ist umstritten, wobei allgemein von Rom, Kleinasien oder Griechenland ausgegangen wird.

Der Handlungsrahmen des Lukasevangeliums ist jenem des Markusevangeliums gleich. Allerdings werden die Berichte des ersteren um zwei bedeutende Einfügungen erweitert. Die meisten Bibelgelehrten sind sich einig, dass diese Einschübe hauptsächlich aus einer Spruchsammlung Jesu Christi stammen, die als Logia bekannt ist, oder aus einem mündlich überlieferten Werk, das gelegentlich als „L“ bezeichnet wird.

Das Lukasevangelium ist in sechs gesonderte Abschnitte aufgegliedert: ein Vorwort; Berichte über die Geburt und Kindheit Jesu; Jesu Wirken in Galiläa; seine Reise von Galiläa nach Jerusalem; Jesu Wirken in Jerusalem sowie Jesu Leiden und Sterben, Auferstehung und Himmelfahrt.

Das Vorwort, in dem der Autor den Grund und seine Befugnis zur Niederschrift des Buches angibt, ist an einen „hochgeehrten Theophilus“ (1, 3) gerichtet. Möglicherweise ist Theophilus bloß eine symbolische Bezeichnung für den christlichen Leser, wahrscheinlich handelt es sich jedoch um eine tatsächliche Person, etwa um einen römischen Beamten. Das Vorwort des Lukasevangeliums ist einzigartig unter den ersten drei Evangelien. Es wurde den Prologen der hellenistischen Geschichtsschreiber entlehnt und vermittelt den Eindruck, dass Lukas hauptsächlich als Historiker auftritt, der nach sorgfältigen Forschungen nur die Fakten berichtet.

Anhand seiner Geschichte über die Geburt und Kindheit Jesu hat Lukas das Weihnachtsfest der Christen entscheidend geprägt. Dieser Teil enthält nämlich die großen Lobgesänge, die als Magnifikat (1, 46-

55) und Benediktus (1, 68-79) berühmt werden sollten. Zu den bekannten Geschichten, die in diesem Teil eine Eigenheit des Lukasevangeliums darstellen, gehören die Ankündigung der Geburt Jesu (1, 26-38), der Besuch von Maria, der Mutter Jesu, bei Elisabeth, der Mutter Johannes des Täufers (1, 39-56), die Geburt Johannes des Täufers (1, 57-80), Jesu Beschneidung und seine Weihe (2, 21-40) sowie die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel (2, 41-52).

Lukas' Bericht von dem Wirken Jesu in Galiläa verläuft mit wenigen Ausnahmen parallel zu jenem des Markusevangeliums. Geringfügige Abweichungen hiervon sind die Ausweisung Jesu nach seiner Predigt aus der Synagoge von Nazareth (4, 16-30), die von Lukas weiter ausgebaut wird, ferner erweitert er den Stammbaum Jesu aus dem Matthäusevangelium, wobei er seine Abstammung nicht bloß bis Abraham sondern bis auf Adam zurückführt (3, 23-38), und er verlegt den Schauplatz für die Bergpredigt Jesu (6, 20-49) auf ein Feld (6, 17).

Verglichen damit enthält Lukas' Bericht von der Reise Jesu über Samaria nach Jerusalem (9, 51-19, 48) beträchtliche Abweichungen sowohl vom Markus- wie auch vom Matthäusevangelium. Dieser Abschnitt (der mit größter Wahrscheinlichkeit zum Großteil auf die Quelle „L" zurückgeht) wird von vielen Gelehrten als der für Lukas charakteristischste angesehen, der dem gesamten Evangelium seine besondere Prägung verleiht. Die einzigartigen Erzählungen und Sprüche dieses Teiles umfassen z. B. die Geschichte über die Aussendung und Rückkehr der 70 Jünger (10, 1-20), die Geschichte von Maria und Marta (10, 38-42), jene des reichen Zöllners Zachäus (19, 1-10) sowie die Parabeln vom barmherzigen Samariter (10, 29-37), vom verlorenen Groschen (15, 1-10), vom verlorenen Sohn (15, 11-32) und vom reichen Mann und armen Lazarus (16, 19-31). Auch umfasst dieser Teil Lukas' verkürzte Fassung des Vaterunsers, bei der die Lobpreisung Gottes (im Matthäusevangelium unter 6, 9-15 enthalten) fehlt und in einen anderen Kontext versetzt wurde.

In seinen Berichten über das Wirken Jesu in Jerusalem (Kapitel 20-21) und über dessen Leiden und Wiederauferstehung (Kapitel 22-24) orientiert sich Lukas wiederum am Markusevangelium. Allerdings ergänzt er Markus' Erzählung durch die letzten Worte Jesu an seine Jünger (22, 21-38), die am Weg zum Kreuz gesprochenen Worte (23, 28-31), die Worte der beiden gekreuzigten Übeltäter (23, 39-43), ferner durch die Erscheinung des auferstandenen Jesus auf dem Weg nach Emmaus und in Jerusalem (24, 13-49) sowie durch die Himmelfahrt Jesu (24, 50-53).

Das Lukasevangelium war vorrangig für die Unterweisung von Nichtchristen bestimmt. Der Evangelist war eindeutig um allgemeine Wirkung bemüht, was auch die Tatsache beweist, dass er mehr als Matthäus und Markus bestrebt war, die Person und das Wirken Jesu in einen zeit- und weltgeschichtlichen Rahmen zu rücken. Auch sein Stammbaum Jesu soll auf die universale Bedeutung Christi hinweisen. Diese Allgemeingültigkeit wird dem Leser durch knappe, im gesamten Werk immer wiederkehrende Hinweise verdeutlicht. Bezeichnend für das Lukasevangelium ist auch das Streben nach gerechten sozialen Beziehungen, insbesondere was die Beziehungen zwischen Armen und Reichen betrifft, das Bemühen um die Sünder und Geächteten der Gesellschaft sowie ein Wohlwollen den Frauen gegenüber, was wiederum einzigartig unter den Evangelisten ist.

© Ch. Zumbach

Das Christentum

ab 400 n. Chr.

Etwa 1,8 Milliarden Menschen bekennen sich zum Christentum(mit allen Abspaltungen), der am weitesten verbreiteten Weltreligion. Neben der römisch-katholischen Kirche und den nicht an Rom gebundenen katholischen Kirchen gibt es die Gruppe der reformatorischen (protestantischen/evangelischen) Kirchen sowie die auf protestantischem Boden entstandenen christlichen Glaubensgemeinschaften.

Zu den von Rom unabhängigen katholischen Kirchen zählen die orthodoxen Kirchen, die orientalischen Kirchen sowie die altkatholische Kirche. Die beiden erstgenannten besitzen seit 1990 ein übereinstimmendes Bekenntnis und eine gemeinsame Christologie. Die orthodoxen Kirchen gingen aus der grossen Kirchenspaltung von 1054 hervor. Seitdem sind die (lateinische) Westkirche und die (griechische) Ostkirche offiziell voneinander getrennt. Zu den altorientalischen Kirchen zählen folgende: koptische orthodoxe Kirche; syrisch-orthodoxe Kirche; armenische apostolische Kirche; orthodoxe Kirche von Indien; äthiopische orthodoxe Kirche. Die altorientalischen Kirchen weigerten sich auf mehreren Konzilen der Alten Kirche, die allgemein verbindliche Theologie vom „Gott-Menschen“ Jesus Christus zu akzeptieren. So kam es zu einem Bruch mit der Reichskirche und zu Verfolgungen von Seiten des byzantinischen Staates. Einige Kirchen sind inzwischen wieder mit Rom uniert. Die altkatholische Kirche ist eine katholische Reformkirche mit altkirchlicher und ökumenischer Ausrichtung. Sie ging aus der Opposition gegen die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit durch das 1. Vatikanische Konzil 1870 hervor.

Über 300 Mitgliedskirchen aus etwa 100 Ländern haben sich im Ökumenischen Rat der Kirchen (auch Weltkirchenrat genannt) mit Sitz in Genf zusammengeschlossen. Sie repräsentieren rund 400 Millionen Gläubige. Hinzu kommen 29 „angeschlossene Kirchen“. Jede Mitgliedskirche muss mindestens 25 000 Mitglieder haben. Die römisch-katholische Kirche ist kein Mitglied des Ökumenischen Rates der Kirchen, besitzt jedoch Beobachterstatus. Die reformatorischen Kirchen setzen sich aus 14 „Konfessionsfamilien“ zusammen: Lutheraner; Reformierte, Evangelisch-Unierte, Anglikaner, Mennoniten, Baptisten, Quäker, Herrnhuter Brudergemeine; Methodisten, Disciples of Christ (Jünger Christi), Freie Evangelische Gemeinden; Heilsarmee, Pfingstbewegung, Christliche Unitarier. Die Wurzeln dieser Kirchen liegen in der Reformation des 16. Jahrhunderts, deren Hauptvertreter Martin Luther (1483-1546), Johannes Calvin (1509-1564) und Ulrich Zwingli (1484-1531) waren. Die anglikanische Kirche, eine Verbindung von Katholizismus und Protestantismus, nahm eine andere Entwicklung.

Obwohl sich die Konfessionen in Gottesdienst, Lehre und Leben oft sehr unterscheiden, besteht eine unverkennbare Einheit der Welt-Christenheit: Alle christlichen Kirchen berufen sich auf Jesus Christus und die Bibel. Von allen grossen Weltreligionen ist das Christentum wohl am stärksten auf eine Person konzentriert. Der jüdische Wanderprediger Jesus wollte keine neue Religion gründen. Vom Ergebnis seines Wirkens her ist er dennoch als Religionsstifter zu bezeichnen.

Wie Judentum und Islam ist das Christentum eine monotheistische Religion: Der heilige, ewige, mächtige Gott gilt als der personal Eine und Einzige, neben dem es keine weiteren Götter gibt. Er wird als Schöpfer der gesamten Wirklichkeit und als Herr der Geschichte gesehen. Mit Jesus ist das „Reich Gottes“ und damit das Heil Gottes ganz nahe herbeigekommen. Im „Vater Unser“, dem Hauptgebet aller Christen, betet Jesus zu seinem „himmlischen Vater“, von dem er oft in Gleichnissen spricht: Gott

© Ch. Zumbach

ist wie jemand, der einem verlorenen Schaf nachläuft und die übrige Herde alleinlässt. Seinen Willen erfüllt man, indem man sich den Armen, Zu-Kurz-Gekommenen und Verachteten zuwendet. Weil Gott alle Menschen liebt, soll der Mensch seinen „Nächsten“ lieben – auch die Feinde.

Aus dem „charismatischen Wanderprediger“ (Rudolf Otto) Jesus von Nazareth, dem Verkündiger des „Reiches Gottes“ und Anführer einer jüdischen „Sekte“, wurde nach Kreuzigung, Begräbnis und Auferstehung der „Verkündigte“, der „Christus des Glaubens“. Christus ist ein Ehrentitel und bedeutet der „Gesalbte“. Im frühen Christentum entstanden mehrere Christologien (Lehren von Christus). Neben der Auffassung von Jesus als Herrn der Zukunft und Richter der Welt steht eine Christologie, die in ihm den „göttlichen Menschen“ sieht. Jesus wird als göttlicher Mittler gesehen, der wunderbare Taten vollbringen konnte. Die Weisheits- und Logos-Christologien deuten Christus als Diener, Bringer und Lehrer der göttlichen Weisheit. Die Passah- oder Oster-Christologie stellt Kreuzigung und Auferstehung Jesu in den Mittelpunkt.

In der Auseinandersetzung der christlichen Kirchen mit den antiken Religionen und Philosophien entwickelte sich allmählich die christliche Theologie. Nach den Christenverfolgungen 311 brachen dogmatische Gegensätze auf. Einmal ging es um das Verhältnis Jesu Christi zu Gott, weiterhin um das Verhältnis der göttlichen und menschlichen Natur in Jesus Christus selbst. Auf der Synode von Konstantinopel (381) wurde das bereits 325 beschlossene Glaubensbekenntnis, das sogenannte Nizänum (Christus, Sohn Gottes, gezeugt aus dem Vater als einziggeborener, d. h. aus dem Wesen des Vaters, mit dem Vater wesenseins, um das in der orientalische Kirche Streit ausgebrochen war), bestätigt. Das sogenannte Nizäno-Konstantinopolitanum lehrte die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater sowie die Trinität von Heiligem Geist, Vater und Sohn. Auf dem 4. Ökumenischen Konzil von Chalkedon 451 wurde die Christologie endgültig formuliert: Seither gilt Christus als „wahrer Gott und wahrer Mensch“. Seine beiden „Naturen“ bestehen „unvermischt, unverwandelt, ungetrennt, unverteilt“. Der trinitarische Charakter des Christentums gilt vielen als das wesentliche Unterscheidungsmerkmal des Christentums gegenüber den anderen (monotheistischen) Religionen. Nicht vergessen werden sollte aber, dass es in der Geschichte des Christentums auch antitrinitarische Bewegungen gab, sogenannte Unitarier. Auch im Bereich des freisinnigen Protestantismus werden Positionen vertreten, die der nicht auf Jesus zurückgehenden und im Neuen Testament nicht ausdrücklich genannten Trinitätslehre keine Verbindlichkeit beimessen. Der trinitarische Glaube wollte nie an der Einzigkeit Gottes rütteln, die ihn mit Judentum und Islam verbindet.

Der Mensch ist als Mann und Frau „nach dem Bilde Gottes“ geschaffen. Er gilt als „Krone der Schöpfung“ und hat einen Herrschaftsauftrag über die Schöpfung verliehen bekommen. Er soll mit seinen Nachkommen die Erde bevölkern, sie bebauen und bewahren, die Schöpfung aber nicht zerstören.

Grosse Bedeutung in der Bibel hat der Gedanke der Sünde. Damit soll erklärt werden, dass die alltägliche Erfahrung des Menschseins nicht nur durch Heil, Glück, Liebe gekennzeichnet ist, sondern vielfach durch Unheil und Leid. Universalreligionen gehen nach Ansicht des Religionswissenschaftlers Gustav Mensching im Unterschied zu den „Volksreligionen“ von einer „generellen und existentiellen Unheilssituation“ aus. Der biblische Ausdruck für diese unheilvolle „Gesamtsituation“ ist Sünde. Gemeint ist „ein vor aller Tat und vor aller Gesinnung liegendes Sein, eine allgemeine Situation gegenüber einem Transzendenten“. Sünde bedeutet also nicht primär ein moralisches Versagen, sondern ist Ausdruck für etwas Allgemeines und Grundlegendes in der menschlichen Existenz. Die „prophetischen Religionen“ (Judentum, Christentum, Islam, Zoroastrismus) deuten die „Unheilssituation“ als „ichsüchtige Exi-

stenz“ bzw. „Ichsüchtigkeit“, als „Richtung aller Wesenskräfte auf das Ich und seine Bedürfnisse“. Für die „mystischen Religionen“ (Buddhismus, Hinduismus, Taoismus) ist Sünde dagegen „Ichhaftigkeit“. Bereits das Ichbewusstsein als solches gilt als der markanteste Ausdruck unerlöster menschlicher Existenz.

Im Alten Testament bedeutet Sünde Verfehlung: „sich auflehnen, sich gegen jemanden empören“, gegen Gott rebellieren. Das Alte Testament kennt zwar keine Erbsündenlehre, jedoch lassen Texte wie Genesis, 6, 5-8, 21 eine allgemein-menschliche Schuldhaftigkeit erkennbar werden. Sünde ist nicht Bestandteil der guten Schöpfung Gottes, sondern bricht dämonisch aus verborgenen Tiefen des Menschen hervor. Die Zehn Gebote zeigen, wie der Mensch ein Gott wohlgefälliges Leben führen kann, das auf Vergebung angewiesen ist. Das Neue Testament setzt diese Linie fort: Der Mensch wird ständig schuldig. In den synoptischen Evangelien (Matthäus, Markus, Lukas) und in der Apostelgeschichte kommt das Wort Sünde nur im Zusammenhang mit der durch Jesu Wirken geschehenen Sündenvergebung vor. Jesus ist gekommen, um die Sünder zur Busse zu rufen (Markus 2,17). Er hat die Vollmacht, Sünden zu vergeben und überträgt diese auch auf seine Nachfolger (Markus 11, 25; Matthäus 6, 14; Johannes 20, 23). Für Paulus dagegen ist Sünde eine personifizierte Macht, die seit Adams Fall bis zur Erlösung durch Christus die Menschheit beherrscht. Sünde ist Schicksal und Verhängnis (Römerbrief 7, 15-20; 5, 12). Durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen.

Der Kirchenvater Tertullian prägte wohl als erster den Begriff „Ursünde“. Vor allem der bedeutendste Theologe der alten Westkirche, Augustinus (354-430), entwickelte in seiner Auseinandersetzung mit dem Briten Pelagius (gest. nach 418) die in der Theologiegeschichte äusserst einflussreiche Lehre von der „Erbsünde“. Der Konzilstext von Trient (1545-1563), der sich zum Teil auch von Augustinus’ Auffassung entfernt, hebt die „Übertragung (der Erbsünde) durch Fortpflanzung“ hervor. Die Erbschuld wird durch die Kindertaufe beseitigt. Die Reformatoren deuteten die Sünde radikal als „ichsüchtigen“ Ungehorsam, Unglaube, hochmütige Emanzipation, kurz: als verkehrtes Verhältnis zu Gott. Das Christentum ist eine Erlösungsreligion, weil es Erlösung, beziehungsweise Befreiung aus der „sündhaften“ Unheilssituation verspricht.

Die christliche Ethik hat ihre Grundlage in der Botschaft Jesu und seinem „Doppelgebot der Liebe“. Als Jesus von einem jüdischen Gesetzeslehrer nach dem „vornehmsten Gebot im Gesetz“ gefragt wird, zitiert er zwei Stellen aus dem Alten Testament (Deuteronomium 6, 5; Levitikus 19, 18): „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Dies ist das vornehmste und grösste Gebot. Das andere ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. In diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.“

Darüber hinaus orientiert sich christliches Handeln an biblischen Weisungen, in erster Linie am Dekalog (Zehn Gebote). Wenn Jesus erklärt, wie man Gottes Willen tut, verweist er auf alttestamentliche Weisungen. In der „Bergpredigt“ (Matthäus 5-7) bzw. in der „Feldrede“ (Lukas 6, 17) legt Jesus diese Weisungen neu aus. Zur Grundorientierung des christlichen Handelns gehört auch die – von zahlreichen Religionen gelehrte – „Goldene Regel“ in ihrer positiven Fassung: „Alles, was ihr also von anderen erwartet, das tut auch ihnen. Das ist das Gesetz und die Propheten“ (Matthäus 7, 12). Wesentlich für die christliche Ethik ist der Gedanke der Nachfolge Jesu.

Der katholische Reformtheologe Alfred Loisy (1857-1940) schrieb einmal: „Jesus verkündete das Reich Gottes, gekommen aber ist die Kirche“. Die christlichen Denominationen unterscheiden sich u. a. in der

Frömmigkeit, in abweichenden Auffassungen vom Wesen der Kirche und ihren Sakramenten, im Verständnis der Heiligen Schrift, kirchlicher Tradition und kirchlichem Lehramt. Wenn Protestanten eine katholische Kirche betreten, öffnet sich ihren Sinnen eine weitgehend unvertraute Welt: Es riecht nach Weihrauch, Menschen bekreuzigen sich, knien nieder, nehmen Weihwasser. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Kirchen liegt sodann in der Ämterauffassung. Durch die Weihe bekommt der katholische Priester ein „unauslöschbares Siegel Christi“, den „unzerstörbaren Charakter“, eingeprägt. Dadurch wird er dem „Priester Christus gleichförmig“. Priester und Laie sind nicht bloss gradweise, sondern ihrem „Wesen“ nach grundsätzlich unterschieden. Die Reformatoren dagegen traten für das „Priestertum aller Glaubenden“ ein. Weitere Unterschiede bestehen in der Marienfrömmigkeit und Heiligenverehrung katholischer Christen. Im römischen Katholizismus gilt der Papst als Nachfolger des Apostels Petrus im römischen Bischofsamt. Er beansprucht die damit verbundene geistliche und rechtliche Vormachtsstellung (Primat). Protestanten, die den Papst zur Reformationszeit als „Hure Babylons“ verhöhnten, halten heutzutage eine Gemeinschaft mit ihm, nicht jedoch unter ihm, immerhin für möglich.

Katholiken und Protestanten vertrauen auf Gottes Gnade. Wie aber der sündige Mensch gerechtfertigt wird, welche Rolle die Kirche dabei spielt, wird unterschiedlich gesehen. Abweichungen bestehen auch in der Lehre von den Sakramenten. Für Katholiken gibt es sieben von Jesus eingesetzte wirksame Gnadenzeichen: Busse, Taufe, Eucharistie, Firmung, Ehe, Priesterweihe, Krankensalbung. Protestanten erkennen nur Taufe und Abendmahl als Sakramente an.

Das „Kirchenjahr“ beginnt im Unterschied zum bürgerlichen Jahr am 1. Advent. Dem Weihnachtskreis (vier Adventssonntage, Heiligabend, Weihnachten, Erscheinungsfest/Epiphanias; Fest der Heiligen drei Könige; Darstellung Jesu im Tempel) folgt der Osterfestkreis: Aschermittwoch bis Karsamstag; Passionszeit; Ostern; Christi Himmelfahrt und die Trinitätszeit, beziehungsweise der Pfingstkreis: Pfingsten; Trinitatis, Fronleichnam; Reformationsfest der evangelischen Kirchen; Fest für alle Heiligen der (katholischen) Kirche (Allerheiligen); Allerseelen, Totensonntag/Ewigkeitssonntag.

Urheber und zentrale Gestalt des Christentums war Jesus von Nazareth, der vermutlich um 4 v. Chr. geboren wurde. Paulus gründete christliche Gemeinden in der hellenistischen Welt. Auf dem Apostelkonzil (49 n. Chr.) überzeugte er die übrigen Apostel davon, dass es nicht erforderlich sei, jüdische Traditionen und Gesetze zu erfüllen, um Christ zu sein. So wurde aus der einstigen „jüdischen Sekte“ eine Weltreligion. Das Christentum war im Römischen Reich zunächst eine „unerlaubte Religion“. Bis die Christen von Konstantin dem Grossen im Edikt von Mailand 311 als „erlaubte Religion“ geduldet und von Kaiser Theodosius I. 380 offiziell als Staatsreligion anerkannt wurden, waren sie zahlreichen Christenverfolgungen unter den Kaisern Nero (37-68), Decius (249-251), Valerian (253-260) und Diokletian (284-305) ausgesetzt. In den ersten Jahrhunderten lag das Schwergewicht des Christentums im Osten. Dort blühte die Theologie auf, und dort wurden die grossen Dogmenkämpfe des 4. und 5. Jahrhunderts ausgetragen. Eine Ausnahme bildete das Werk des lateinischen Kirchenvaters Augustinus (354-430), der einer der bekanntesten Fürsprecher des Christentums wurde. 476 endete das Römische Reich und teilte sich in das Weströmische Reich mit Rom als Hauptstadt und das Oströmische Reich, dessen Zentrum Kontantinopel bildete. Damit wurde auch eine neue Phase in der Geschichte des Christentums eingeleitet.

Die zweite Phase der Geschichte des Christentums begann mit der Christianisierung der germanischen, romanischen und slawischen Völker. Dieser Umbruch war das Ergebnis der Spaltung des Imperium Ro-

manum 476, der Staatenbildungen der Westgermanen sowie ihrer Integration in die katholische Kirche. Während die ostgermanisch-arianischen Kirchen nur vorübergehende Bedeutung hatten, setzte sich der römische Katholizismus durch. Vor allem in den Ländern Ost- und Nordwesteuropas war das Christentum erfolgreich (Alemannen, Bayern, Thüringen, Hessen, Angeln, Sachsen, Friesen, Skandinavier). Die Christianisierung der Germanen erstreckte sich über einen Zeitraum von rund 1000 Jahren (2.-12. Jahrhundert), die der Slawen erfolgte zwischen 600 und 1400. Nilaufwärts bis nach Äthiopien entfalteten die ägyptischen Monophysiten ihre Wirksamkeit. Die Nestorianer brachten das Christentum nach Indien, in das Innere Asiens und im 7. Jahrhundert nach China. Ein wichtiger Einschnitt ist das Auftreten des Islam als geschichtsbestimmende Macht. Die Religion Mohammeds stiess neben der griechischen Reichskirche auf eine Reihe nationaler Sonderkirchen (äthiopische Kirche; koptische Kirche, Jakobiten in Syrien, Nestorianer in Persien, armenische Kirche), die den Islam zunächst als Befreiung erfuhren. Der Unterschied zwischen den Kirchen des Abendlandes und denen des Ostens vergrösserte sich immer mehr, und 1054 kam es nach mehrfachen früheren Schismen und Rangstreitigkeiten zum endgültigen Bruch (Morgenländisches Schisma).

Nach der Kirchenspaltung 1054 bildete sich eine griechisch-sprachige christliche Kultur in Osteuropa und eine lateinisch-sprachige christliche Kultur in Westeuropa. Letztere entwickelte die Scholastik, eine Wissenschaft, in deren Mittelpunkt die Theologie stand. Zu ihren Hauptvertretern zählen Johannes Scotus Erigena, Anselm von Canterbury, Pierre Abélard, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Johannes Duns Scotus sowie Wilhelm von Ockham. Es kam zu einer Vereinheitlichung des geistigen Lebens, so dass das Christentum zur alleinigen Weltanschauung des Mittelalters wurde. 1215 forderte das 4. Lateran Konzil alle verurteilten Ketzer, die vom Christentum abweichende Lehren vertraten, an die weltliche Macht auszuliefern und 1231/32 wurde die Inquisition zu einer päpstlichen Behörde. Die mittelalterliche Gesellschaft bildete ein Feudalsystem heraus, an deren Spitze das Kaiser- und Papsttum standen. Die grundsätzliche Frage von weltlicher und geistlicher Gewalt zeigte sich im Investiturstreit, der Auseinandersetzung um die Einsetzung der Bischöfe und Äbte in ihre Ämter, die durch das Wormser Konkordat beigelegt wurde. Als Reaktion auf die Macht der römisch-katholischen Kirche entstand die Armutsbewegung, deren Leitbild der „arme Christus“ war. Zu ihnen gehören die Bettelorden wie z. B. die Franziskaner und Dominikaner, die im 13. Jahrhundert von der Kirche zugelassen wurden. Die mittelalterliche Kunst, die ausschliesslich christlich geprägt war, entstand in Klöstern und entwickelte sich im Zusammenhang mit dem Bau von Kirchen. Im Mittelalter bildete sich ein Erziehungssystem heraus; seit dem 12. Jahrhundert kamen zu den Klosterschulen die Domschulen hinzu, deren Zusammenschluss mit den privaten Gelehrtenschulen zur Gründung der ersten Universitäten führte. Allmählich fiel der Kirche die Hoheit über den Staat zu. Der Papst wurde gewissermassen zum Herrn der Welt, der die Fürsten und Bischöfe als seine Untergebenen betrachtete. Im Zusammenhang mit dieser Machtstellung traten in der Kirche Verfallserscheinungen auf, die den Ruf nach einer Reformation an „Haupt und Gliedern“ laut werden liessen. Als Beginn der Reformation gilt allgemein die Veröffentlichung der 95 Thesen Martin Luthers am 31. Oktober 1517.

Neben Luther waren es Ulrich Zwingli und Johannes Calvin, die die Reformation begründeten, die zum Entstehen neuer, vom Papst unabhängiger Kirchen führte. Vorbereitet wurde die Reformation durch eine Reihe von Motiven: Die geistesgeschichtlichen Spannungen des Spät-Mittelalters; die in der Renaissance einsetzende historische Kritik auch an den Einrichtungen der Kirche; die durch die Erfindung der Buchdruckerkunst allgemein zugänglich gemachten Schriften der Bibel und der Kirchenväter; das Streben der Fürsten und weltlichen Machthaber, das landesherrliche Kirchenregiment weiter auszubauen; die sozialen Gegensätze in den Städten; die inneren Verfallserscheinungen der Kirche; die anwach-

© Ch. Zumbach

sende Bedeutung der Laien und ihr Streben nach religiöser Erneuerung. Die Landeskirchen legten auf dem Reichstag zu Augsburg (1530) ein erstes grundlegendes Bekenntnis ab: das Augsburger Bekenntnis (Confessio Augustana). Reichsrechtlich wurden sie 1559 im Ausgburger Religionsfrieden anerkannt. Von Zürich aus unternahm Zwingli und von Genf aus Calvin die Reformation in der deutschen bzw. französischen Schweiz. Zwischen beiden Reformatoren kam es wegen ihrer unterschiedlichen Abendmahlsauffassung zu keiner Einigung (Zwinglianismus im Bodenseegebiet; Calvinismus in Teilen des lutherischen Deutschland und in Frankreich). Im Gefolge der Reformation entstanden in den einzelnen deutschen Territorien voneinander unabhängige Landeskirchen, die dem landesherrlichen Kirchenregiment unterstanden. Das 1580 veröffentlichte Konkordienbuch ist die massgebliche Sammlung der lutherischen Bekenntnisschriften. Der Heidelberger Katechismus von 1563 stellt die am weitesten verbreitete Bekenntnisschrift der reformierten Kirchen (Schweiz, Schottland, Teile Deutschlands, Frankreich, Ungarn, USA: Presbyterianer) dar. In England kam es – aufgrund der Verweigerung der obersten Leitungsgewalt des Papstes – zur Entstehung der anglikanischen Kirche. Die Ausbreitung des Protestantismus in Europa führte auf der Seite der römisch-katholischen Kirche zur Gegenreformation, die das Ziel hatte, protestantische Gebiete zu rekatholisieren.

Die Ausbreitung des Christentums in der Neuzeit hängt mit der politischen Expansion Europas zusammen. Vor allem die Jesuiten waren es, die seit den geographischen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts (Amerika, Seeweg nach Indien, Afrika, China) ihre Missionare bis nach Indien und China aussandten. Ein bedeutender Pionier war Franz Xavier, der bis nach Japan gelangte. Die organisierte protestantische Mission setzte erst mit der Entsendung des Missionars Bartholomäus Ziegenbalg Anfang des 18. Jahrhunderts nach Indien ein. Der Pietismus (Herrnhuter Brüdergemeine, Württemberger Pietisten) war sehr stark missionarisch engagiert. Zahlreiche Missionsgesellschaften (Leipziger, Hermannsburger, Neuendettelsauer Missionen) waren in vielen Teilen der Welt tätig. Es entstanden grosse „Stammeskirchen“ (Batak-Kirche in Sumatra; Gossner-Kirche in Nordindien; Kirchen im Inneren Ostafrikas), deren Mitglieder oftmals geschlossen zum Christentum übertraten. Einer der herausragenden Missionare in Afrika war der als liberaler Theologe und Arzt gleichermassen bedeutende Albert Schweitzer.

Das Christentum in Nordamerika geht vor allem auf die Einwanderung aus Europa zurück. Die Einwanderer behielten ihre Religion bei, woraus sich die heutige Vielfalt des amerikanischen Christentums erklärt, das etwa 250 verschiedene Denominationen umfasst. Im 19. Jahrhundert spielte die Auseinandersetzung um die Sklavenfrage eine grosse Rolle. Der später ermordete Baptistenpfarrer Martin Luther King (1929-1968) übernahm eine führende Rolle in der Bürgerrechtsbewegung. Im lateinamerikanischen Christentum ragen einige mutige Theologen hervor, welche die soziale Ungerechtigkeit in ihrem Land beseitigen wollten: Camillo Torres, Dom Helder Camara, Oscar Romero, Ernesto Cardenal.

Seit einigen Jahrzehnten wächst das ökumenische Bewusstsein um die Zusammengehörigkeit der Christen. 1948 wurde in Genf der Ökumenische Rat der Kirchen gegründet, dessen Entstehen Nathan Söderblom wesentlich mit vorbereitet hatte. Über die Ökumene aus Katholiken und Protestanten bzw. aus Katholiken, Protestanten und Orthodoxen hinaus ist der christlich-jüdische Dialog bzw. die „abrahamitische Ökumene“ (Juden, Christen und Muslime) wichtiger geworden. Zu den weltweit führenden Dialog-Theologen können John Hick, Paul F. Knitter, Hans Küng, Raimundo Panikkar, Ulrich Schoen, Leonard Swidler, Wilfred Cantwell Smith gezählt werden.

© Ch. Zumbach

Die Bibel (Altes- und Neues Testament)

68-400 n. Chr.

(von griechisch tà biblia: Bücher) die Heilige Schrift. Das meist verkaufte Buch der westlichen Welt. Sie besteht aus dem Alten (A.T.) und Neuen Testament (N. T.) und bildet traditionell die wesentliche Grundlage des christlichen Glaubens. Das Alte Testament ist zugleich in wesentlichen Zügen identisch mit der hebräischen Bibel als heiliger Schrift des Judentums. Es umfasst 39 Bücher, die überwiegend in hebräischer Sprache abgefasst sind. Einige Teile sind jedoch in aramäischer Sprache gehalten. Die sehr viel später entstandene protestantische (Luther-)Bibel unterscheidet sich von der katholischen Version geringfügig im Aufbau des Alten Testaments. Während sich die Protestanten beim Alten Testament auf 39 Bücher der hebräischen Bibel beschränken, kennt die katholische Kirche sieben weitere Bücher und Hinzufügungen. Einige dieser zusätzlichen Bücher wurden ursprünglich, wie auch das Neue Testament, in griechischer Sprache verfasst. Diese Zusätze werden von der protestantischen Kirche als Apokryphen bezeichnet; bei den Katholiken heissen sie deuterokanonische Bücher.

Die Bibel des Judentums besteht aus drei klar voneinander abgegrenzten Teilen: der Thora (Gesetzbuch, auch Bücher Mose genannt), den Nebiim (Propheten, die in frühere und spätere Propheten unterteilt sind) und den Ketubim (Schriften), die auch die Psalmen, die weisen Bücher und diverse andere literarische Werke enthalten. Das Alte Testament des Christentums ordnet die Bücher nach ihrer literarischen Gattung an: das Pentateuch, das der Thora entspricht, die poetischen oder weisen Bücher und die prophetischen Bücher.

Das Neue Testament besteht aus den vier Evangelien; der Apostelgeschichte, die die Anfänge des Christentums schildert; den Episteln oder Briefen, von Paulus und anderen; sowie einer Apokalypse oder der Offenbarung des Johannes. Bei manchen Büchern wie z. B. beim Hebräerbrief, handelt es sich um theologische Abhandlungen.

Das frühe Christentum übernahm vom Judentum die Vorstellung, dass die Schrift eine Autorität darstelle. Ursprünglich wurde die Bibel nicht als von Gott inspiriert betrachtet, sondern vielmehr als direktes Wort Gottes, das zuerst durch die Erzväter und Propheten, später durch die Apostel übermittelt worden war.

Der Begriff Altes Testament (von dem lateinischen Wort für Bund bzw. Abkommen) wurde seit der Zeit des Paulus und anderer früher Christen verwendet, die in ihren Schriften zwischen dem Alten Bund, den Gott mit dem Volk Israel geschlossen hatte, und dem Neuen Bund, der durch Jesus Christus geschaffen worden war, unterschieden (Hebräerbrief 8, 7). Da die Urkirche an die Kontinuität von Geschichte und göttlichem Handeln glaubte, nahm sie in die christliche Bibel die schriftlichen Zeugnisse sowohl des Alten als auch des Neuen Bundes auf.

Vom literarischen Standpunkt aus gesehen ist das Alte Testament eine Anthologie, d. h. eine Sammlung vieler verschiedener Bücher.

Zu den literarischen Gattungen des Alten Testaments gehören Erzählungen, Gedichte, Prophezeiungen, Gesetze und Apokalypsen. Bestimmte literarische Formen wie z. B. Briefe, die im Neuen Testament eine sehr grosse Rolle spielen, wurden ins Alte Testament nicht aufgenommen. Die meisten Bücher der

© Ch. Zumbach

Propheten enthalten neben Prophezeiungen auch Erzählungen und Gedichte.

Viele alttestamentliche Bücher sind historische Erzählungen – allerdings mit religiösem Hintergrund und dem Ziel, Gottes Wirken in der Geschichte an bestimmten Ereignissen aufzuzeigen. Beispiele solcher Werke sind die deuteronomischen geschichtlichen Erzählungen (Deuteronomium bis zu 2 Könige), das Tetrateuch (Buch Genesis bis Numeri) und die Geschichtserzählungen der Chronisten (1. und 2. Buch der Chronik, Esra und Nehemia). Die Geschichte der Thronfolge Davids (2 Samuel, 9-20; 1 Könige 1-2) entspricht am ehesten unserem heutigen Verständnis von Geschichtsschreibung. Der Verfasser hat die geschichtlichen Ereignisse und Figuren detailgetreu festgehalten und den Ablauf des Geschehens unter Berücksichtigung menschlicher Beweggründe interpretiert.

Andere Bücher, die Erzählungen enthalten, sind Ruth, Jonas und Esther. Vermutlich sind diese Bücher aus Volksmärchen und Legenden entstanden. Mehrere didaktische Geschichten sind in den Büchern des Deuteronomiums und in den Apokryphen enthalten: Tobias, Judith, Susanna sowie Bel und der Drachen.

Wie die Mehrzahl der anderen Erzählungen besteht auch das Buch Genesis aus einer Vielzahl von Einzelgeschichten, von denen die meisten ursprünglich mündlich und voneinander unabhängig erzählt wurden. Die Geschichten der Patriarchen in Genesis 11-50 sind Legenden und Sagen, genauer Familiensagen. Viele von ihnen sind ätiologisch, d. h. sie erklären einen Ort, eine Praxis oder den Ursprung eines Namens.

Zu den poetischen Büchern des Alten Testaments zählen die Psalmen, das Buch Hiob, die Sprüche, Prediger (Kohelet), das Hohelied, die deuterokanonischen Bücher, die Apokryphen, Jesus Sirach und das Gebet Manasse.

Die hebräische Dichtung verfügt über zwei grundlegende Merkmale. Ein Charakteristikum besteht in der Verwendung des Parallelismus membrorum (lateinisch: Parallelismus der Glieder). Dabei werden die Aussagen, die in einer Zeile gemacht werden, in einer weiteren Zeile in den gleichen oder ähnlichen Worten bekräftigt, wie z. B. im Psalm 6, 1:„Ach Herr, strafe mich nicht in Deinem Zorn, und züchtige mich nicht in Deinem Grimm.“

Das andere wichtige Merkmal hebräischer Dichtung ist ein charakteristischer Rhythmus, der auf der Zahl der Betonungen in jeder Zeile beruht. Eines der verwendeten Versmasse ist der qina oder Klagegesang, bei dem die erste Zeile drei Hebungen oder akzentuierte Silben aufweist und die zweite Zeile zwei.

Eine frühe Form der Gottesverehrung war die lyrische (gesungene) Dichtung. Die meisten, wenn auch nicht alle dieser Lieder sind in dem Buch der Psalmen enthalten. Viele sind Hymnen bzw. Loblieder zu Ehren Gottes.

Die weise Dichtung umfasst Sammlungen von weisen Sprüchen und kurzen Gedichten, wie sie auch im Buch der Sprüche enthalten sind, sowie längere Werke, wie das Buch Hiob, Prediger Salomo und Jesus Sirach. Die kürzeren Stücke sind Sprüche, Sprichworte und Ermahnungen, die im allgemeinen nur zwei Zeilen lang sind. Die Sprüche 1-9 enthalten eine Sammlung von Gedichten über das Wesen der Weisheit; im Gegensatz dazu ist das Buch Hiob eine lange dichterische Komposition in Form eines Dialogs,

dessen Rahmenhandlung ein Volksmärchen bildet.

Die Themen der weisen Sprüche reichen von praktischen Ratschlägen, wie man ein gutes und erfolgreiches Leben führt, bis hin zu Gedanken über die Beziehung zwischen dem Pfad der Weisen und dem Gehorsam gegenüber dem Gesetz Gottes.

Die prophetischen Bücher enthalten meist drei verschiedene literarische Formen: Erzählungen, Gebete und prophetische Reden. Die Erzählungen sind meistens Geschichten oder Berichte von prophetischen Handlungen, die entweder den Propheten selbst zugeschrieben oder von einer anderen Person erzählt werden. Sie berichten von Visionen und dem Auftreten der Propheten; daneben enthalten sie historische Erzählungen sowie Kommentare. Das Buch Jonas ist eigentlich eine Geschichte über einen Propheten und enthält nur eine Zeile, in der sich der Prophet selbst an den Leser wendet (Jonas 3, 4). Die Gebete enthalten Hymnen und Bittschriften wie die Klagelieder Jeremias (Jeremia 15, 10-21).

Die häufigste literarische Form der prophetischen Bücher ist die Rede, da der Kern des prophetischen Wirkens in der Verkündung von Gottes Wort besteht, das sich auf die unmittelbar bevorstehende Zukunft bezieht. Die bekanntesten solcher Reden sind die Prophezeiungen von Bestrafung oder Errettung. Beide dieser Formen werden, wie die meisten prophetischen Reden, von Formeln wie z. B. „So spricht der Herr“ begleitet, die die Worte als von Gott geoffenbart kennzeichnen. Die Prophezeiungen der Errettung kündigen einen bevorstehenden Eingriff Gottes zur Rettung Israels an. Andere Reden sind Prophezeiungen gegen fremde Völker, Klagereden, in denen die Sünden des Volkes aufgezählt werden, und Mahnungen oder Warnungen. Siehe Prophezeihung.

Gesetzestexte sind in der hebräischen Bibel so stark vertreten, dass das Judentum die ersten fünf Bücher Thora (Gesetz) nannte, ein Begriff, mit dem die frühen Christen später das gesamte Alte Testament bezeichneten. Rechtsschriften sind vor allem in den Büchern Exodus, Leviticus und Numeri enthalten. Das fünfte Buch Mose wurde von seinen griechischen Übersetzern Deuteronomium (Gesetz) genannt, obwohl es vor allem von den Taten Moses‘ berichtet.

Nach der biblischen Tradition wurde Israel der Wille Gottes durch Moses verkündet, als auf dem Berg Sinai der Bund zwischen Gott und dem Volk Israel geschlossen wurde. Infolgedessen stehen alle Gesetze, ausser denen des Deuteronomiums, in Exodus 20 bis Numeri 10, da an dieser Stelle die Ereignisse auf dem Berg Sinai berichtet werden.

Gelehrte unterscheiden bei den hebräischen Gesetzen zwei Haupttypen, die apodiktischen und die kasuistischen. Das apodiktische, also unumstössliche Gesetz wird vor allem, aber nicht ausschliesslich, durch die Zehn Gebote repräsentiert (Exodus 20, 1-21; 34, 14-26; Deuteronomium 5, 6-21). Bei diesen Gesetzen, die meist in Sammlungen von fünf oder mehr Gesetzen auftauchen, handelt es sich um kurze und eindeutige Feststellungen, welches Verhalten sich Gott von den Menschen wünscht. Sie sind entweder (bejahende) Gebote oder (verneinende) Verbote. Die kasuistischen, also Einzelfälle betreffenden Gesetze andererseits bestehen je aus zwei Teilen. Im ersten Teil wird eine Bedingung genannt („wenn jemand ein Rind oder ein Schaf stiehlt und es schlachtet oder verkauft“), im zweiten Teil folgen die rechtlichen Konsequenzen („so soll er fünf Rinder für ein Rind wiedergeben und vier Schafe für ein Schaf“; Exodus 22, 1). Die kasuistischen Gesetze entsprechen in ihrer Form und häufig auch im Inhalt den Gesetzen des Kodex des babylonischen Königs Hammurabi und anderen antiken Gesetzeskodizes.

© Ch. Zumbach

Die Apokalypse als eigenständige Gattung kam in Israel in der Zeit nach dem babylonischen Exil der Israeliten von 586 bis 538 v. Chr. auf. Eine Apokalypse oder Offenbarung enthält die Enthüllung von zukünftigen Ereignissen. Dabei werden Symbole und Bilder verwendet, die wiederum erklärt und gedeutet werden müssen. Apokalyptische Schriften spiegeln im allgemeinen die geschichtliche Einschätzung des Autors seiner eigenen Epoche als einer Zeit wieder, in der sich die Mächte des Bösen vereinen, um in einen endgültigen Kampf mit Gott zu treten; nach diesem Kampf, in dem Gott siegen wird, wird ein neues Zeitalter anbrechen.

Daniel ist das einzige apokalyptische Buch des Alten Testaments, wobei die erste Hälfte (Kapitel 1-6) eigentlich eine Reihe von Legenden darstellt. Teile anderer Bücher ähneln in vielerlei Hinsicht der Gattung der Apokalypse (Jesaja 24-27; Zacharias 9-14; und einige Teile Ezechiels). In den Apokryphen (2 Esra) kommt ebenfalls eine Apokalypse vor. In der jüdischen Literatur der letzten beiden Jahrhunderte v. Chr. und des ersten Jahrhunderts n. Chr. entstanden zahlreiche andere apokalyptische Werke, die jedoch nicht in den Kanon aufgenommen wurden. Solche Werke sind z. B. Henoch, in dem die Söhne des Lichtes gegen die Söhne der Finsternis kämpfen, sowie die Apokalypse Moses‘.

Die Bücher des Alten Testaments sind keineswegs alle zur selben Zeit und am selben Ort entstanden. Sie sind vielmehr das Produkt israelitischen Glaubens und israelitischer Kultur, die sich über einen Zeitraum von über tausend Jahren erstreckt.

Fast alle Bücher durchliefen einen langen Prozess der Überlieferung und Entwicklung, bevor sie zu einer Sammlung zusammengefasst und kanonisiert wurden.

Viele der heute vorliegenden literarischen Werke waren zunächst mündliche Überlieferungen wie z. B. die meisten Geschichten des Buches Genesis. Die prophetischen Reden wurden ebenfalls zunächst mündlich gehalten, während Psalmen während des Gottesdienstes als Lieder gesungen wurden. Auch nach der Niederschrift existierte die mündliche Überlieferung parallel zur schriftlichen über mehrere Jahrhunderte weiter.

In der jüdischen und christlichen Überlieferung galt Moses als Verfasser des Pentateuch, der ersten fünf Bücher der Bibel. Die Überlieferung stammte teilweise aus hebräischen Quellen. Bereits im Mittelalter stellten jüdische Gelehrte die Verfasserschaft Moses‘ in Frage: das Deuteronomium, das letzte Buch des Pentateuch, berichtet vom Tod Moses‘. Aufgrund der zahlreichen Abschriften und Wiederholungen, u. a. die zwei unterschiedlichen Bezeichnungen für Gott, zwei unterschiedliche Schöpfungsberichte, zwei zusammenhängende Geschichten der Sintflut, zwei Versionen der ägyptischen Plagen und viele andere, sind moderne Bibelwissenschaftler zu der Erkenntnis gelangt, dass sich die Verfasser des Pentateuch auf verschiedene Quellen stützten, die wiederum von verschiedenen Autoren und aus unterschiedlichen Epochen stammten.

Die Quellen unterscheiden sich voneinander in Wortschatz, Stil und theologischem Standpunkt. Manche der ältesten schriftlichen Elemente sind Teile von dichterischen Werken, wie Moses‘ Lobgesang (Exodus 15) und manches von dem juristischen Material, das aus alten Gesetzeskodizes stammt. Eine neue Erkenntnis zu diesem Thema geht davon aus, dass die einzelnen Geschichten des Pentateuch unter dem Überbegriff von mehreren grossen Themen gesammelt wurden (Verheissung an die Patriarchen, der Exodus, die Wanderung durch die Wüste, die Geschehnisse am Berg Sinai und die Landnahme) und in ihrer Urform etwa 1100 v. Chr. vorlagen.

© Ch. Zumbach

Seit einigen Jahren betrachtet man die Bücher des Deuteronomiums, Josua, Richter, 1. und 2. Buch Samuel und 1. und 2. Buch der Könige als einen einheitlichen Bericht der Geschichte Israels von der Zeit Moses‘ (13. Jahrhundert v. Chr.) bis zum babylonischen Exil (die Periode vom Fall Jerusalems 586 v. Chr. bis zum Wiederaufbau eines neuen jüdischen Staates in Palästina nach 538 v. Chr.). Da er in seinem literarischen Stil und in der theologischen Ausrichtung dem Deuteronomium ähnelt, wird dieser historische Bericht auch deuteronomische Geschichtserzählung genannt. Aufgrund der letzten Ereignisse, von denen er berichtet, und anderer Hinweise ist er wahrscheinlich um 560 v. Chr. während des Exils geschrieben worden. Es ist jedoch möglich, dass zumindest eine Ausgabe bereits zu einem früheren Zeitpunkt verfasst wurde.

Sowohl die kultische als auch die weise Dichtung des Alten Testaments sind schwer zu datieren oder bestimmten Autoren zuzuordnen, vor allem weil sie nur wenige historische Angaben enthalten. David gilt als der Autor der Psalmen, weil er der Überlieferung nach ein Sänger und Komponist war. Tatsächlich können jedoch nur 70 der 150 Psalmen direkt mit David in Verbindung gebracht werden. Die Tatsache, dass die Sprüche und andere Bücher Salomo zugeschrieben wurden, rührt von der Weisheit, die diesem König nachgesagt wurde. Sie enthält einen richtigen Kern, insofern Salomo die Weisheitsliteratur förderte.

Das Buch der Psalmen wurde zum Hymnen- und Gebetsbuch von Israels zweitem Tempel, aber viele Lieder sind älter als dieser. Sie enthalten Motive, Themen und Ausdrücke, die Israel von den Kanaanitern übernommen hatte, die vorher in diesem Gebiet gelebt hatten.

Wenige der prophetischen Bücher wurden von den Personen geschrieben, nach denen sie benannt wurden. In den meisten Fällen wurden sogar die Worte der eigentlichen Propheten von anderen berichtet. Die verschiedenen Äusserungen der Propheten wurden von ihren Anhängern aus dem Gedächtnis niedergeschrieben und gesammelt. Später wurden die meisten der Bücher überarbeitet und erweitert. Als z. B. um 755 v. Chr. das Buch Amos während des Babylonischen Exils verwendet wurde, erhielt es ein neues und optimistischeres Ende (Amos 9, 8-15). Das Buch Jesaja enthält Jahrhunderte israelitischer Geschichte und berichtet von den Aktivitäten mehrerer Propheten; Jesaja 1-39 stammt zum grössten Teil vom Propheten selbst (742-700 v. Chr.; die Kapitel 40-55 wurden jedoch von einem unbekannten Propheten während der Verbannung geschrieben, der auch der zweite Jesaja genannt wird (539 v. Chr.); die Kapitel 56-66 schliesslich werden dem sogenannten dritten Jesaja zugeschrieben; in dieser Person vereinigen sich wiederum verschiedene Schreiber der Zeit nach dem Babylonischen Exil.

Die hebräische Bibel und die christlichen Versionen des Alten Testaments wurden zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten kanonisiert, aber die Entwicklung der christlichen Kanons muss im Hinblick auf die hebräische Bibel gesehen werden.

Die Vorstellung von einem heiligen Buch geht in Israel bis ins Jahr 621 v. Chr. zurück. Während der Reform von Josia, des Königs von Juda, entdeckte der Hohepriester Hilkia während der Restauration des Tempels das Gesetzbuch (2 Könige 22). Bei dieser Rolle handelte es sich vermutlich um den zentralen Teil des heutigen Deuteronomiums, das eine grosse Autorität besass. Noch mehr Achtung zollte man dem Text, den Esra, der hebräische Priester und Schriftgelehrte, der Gemeinde gegen Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. vorlas (Nehemia 8).

© Ch. Zumbach

Zunächst wurde die Thora in der Zeit zwischen dem Babylonischen Exil (538 v. Chr.) und der Abspaltung der Samariter von den Juden zu einem Teil der Heiligen Schrift, vermutlich um 300 v. Chr. Die Samariter erkannten nur die Thora als heilige Schrift an.

Die zweite Stufe war die Kanonisierung der Nebiim (Propheten). Wie die Überschriften der prophetischen Bücher zeigen, wurden die schriftlich festgehaltenen Worte der Propheten als Wort Gottes betrachtet. Aus praktischen Gründen wurde der zweite Teil des hebräischen Kanons gegen Ende des 3. Jahrhunderts kurz vor dem Jahr 200 v. Chr. abgeschlossen.

Als das Buch Jesus Sirach verfasst wurde (ca. 180 v. Chr.), hatte sich bereits die Idee einer dreiteiligen Bibel herausgebildet, wobei der Inhalt des dritten Teiles, die Ketubim (Schriften), in der jüdischen Religion bis nach dem Fall Jerusalems an die Römer im Jahr 70 n. Chr. umstritten blieb. Gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. hatten die Rabbiner in Palästina schliesslich das endgültige Inhaltsverzeichnis zusammengestellt.

Der zweite Kanon, der zur katholischen Version des Alten Testaments wurde, war zunächst eine Übersetzung der früheren hebräischen Bücher ins Griechische. Dieser Prozess begann im 3. Jahrhundert v. Chr. jenseits von Palästina, weil jüdische Gemeinden in Ägypten und anderswo die Heilige Schrift in der Sprache ihrer Kultur benötigten. Die zusätzlichen Bücher in dieser Bibel, u. a. Ergänzungen zu älteren Büchern, entstanden zum grössten Teil in diesen jüdischen Gemeinden ausserhalb Palästinas. Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr., als die frühesten christlichen Schriften gesammelt und verbreitet wurden, existierten bereits zwei Versionen der jüdischen Bibel: die hebräische Bibel und das griechische Alte Testament (Septuaginta).

Als Martin Luther die Bibel ins Deutsche übersetzte, entdeckte er, was auch andere, insbesondere Hieronymus, schon gewusst hatten, dass das Alte Testament ursprünglich in hebräischer Sprache geschrieben worden war. Er entfernte aus seinem Alten Testament alle Bücher, die nicht in der jüdischen Bibel vertreten waren, und nannte sie Apokryphen. Dieser Schritt war ein Versuch, zum möglichst ersten und damit ursprünglichsten Text und Kanon zurückzukehren und so der Autorität der Kirche die Autorität der älteren Bibelversion entgegenzusetzen.

Alle zeitgenössischen Übersetzer der Bibel legen den ältesten Text zugrunde, da dieser dem Original am nähesten kommt. Es existieren jedoch keine Originale oder originale Abschriften; statt dessen enthalten die Hunderte von verschiedenen Manuskripten zahlreiche alternative Versionen.

Die wichtigsten und im allgemeinen zuverlässigsten hebräischsten Schriften sind die Texte der Masoreten, jüdischer Schriftgelehrter, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Bibel originalgetreu abzuschreiben und weiterzugeben (siehe Masora). Diese Gelehrten, die von den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt bis ins Mittelalter hinein wirkten, versahen die Texte auch mit Satzzeichen, Vokalen (das hebräische Original enthält nur Konsonanten) und verschiedenen Notizen. Die hebräische Standardbibel, die heute verwendet wird, ist eine Reproduktion eines masoretischen Textes, der 1088 geschrieben wurde. Das Manuskript steht in der Sammlung der Öffentlichen Bibliothek von Sankt Petersburg. Ein anderes masoretisches Manuskript, der Aleppo-Kodex aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts n. Chr., ist die Grundlage für eine Neuveröffentlichung des Textes, die zur Zeit an der Hebräischen Universität Israel vorbereitet wird. Der Aleppo-Kodex ist das älteste Manuskript der gesamten hebräischen Bibel.

© Ch. Zumbach

Es sind allerdings auch noch ältere hebräische Manuskripte vorhanden, masoretische und andere Texte einzelner Bücher. Im 19. Jahrhundert wurden im genizah (Lagerraum für Manuskripte) der Synagoge von Kairo Texte entdeckt, die sogar noch aus dem 6. Jahrhundert stammen. Zahlreiche Manuskripte und Fragmente, viele noch aus der Zeit vor Christi Geburt, wurden nach 1947 am Toten Meer gefunden (siehe Qumran-Rollen). Obwohl viele der wichtigsten Manuskripte relativ spät entstanden sind, bewahren vor allem die masoretischen Texte eine Tradition, deren Ursprung mindestens hundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung oder länger zurückliegt.

Die wertvollsten Versionen der hebräischen Bibel sind die Übersetzungen ins Griechische. Es handelt sich um ursprünglich komplette Abschriften der christlichen Bibel, die bis ins 4. und 5. Jahrhundert zurückdatiert werden können. Die wichtigsten Manuskripte sind der Codex Vaticanus, der in der Bibliothek des Vatikans steht, der Codex Sinaiticus und der Codex Alexandrinus (beide im Besitz des Britischen Museums).

Die wichtigste griechische Version ist die Septuaginta (griechisch: siebzig), die ihren Namen der Legende verdankt, dass die Thora im 3. Jahrhundert v. Chr. von 72 Gelehrten übersetzt worden sein soll. Diese Legende stimmt wahrscheinlich in mehrerlei Hinsicht: die erste griechische Übersetzung enthielt nur die Thora, und sie entstand in Alexandria im 3. Jahrhundert v. Chr. Später wurden auch die restlichen Bücher der hebräischen Bibel übersetzt, allerdings von anderen Schriftgelehrten mit unterschiedlichen Standpunkten.

Es entstanden noch zahlreiche weitere griechische Übersetzungen; die meisten von ihnen existieren jedoch nur noch in Fragmenten oder in Zitaten der Kirchenväter und anderer. Zu diesen Übersetzungen zählen beispielsweise die Versionen von Aquila, Symmachus, Theodotion und Lucian. Im 3. Jahrhundert untersuchte der christliche Theologe Origenes die Probleme, die im Zusammenhang mit diesen unterschiedlichen Versionen auftraten, und er fertigte eine Hexapla an, eine synoptische Gegenüberstellung des hebräischen Textes, der Umschrift des hebräischen Textes ins Griechische, der Versionen von Aquila und Symmachus, der Septuaginta und der Version des Theodotion, die in sechs parallelen Spalten nebeneinanderstehen.

Andere Versionen sind z. B. die Peschitta, oder Vetus Syra, die möglicherweise bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. begonnen wurde; die altlateinische Version Vetus Latina, die nicht aus dem Hebräischen, sondern im 2. Jahrhundert auf der Grundlage der Septuaginta übersetzt wurde; und die Vulgata, die von Hieronymus Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. vom Hebräischen ins Lateinische übersetzt wurde.

Ebenfalls als Übersetzungen gelten die aramäischen Targums. Als das Aramäische die hebräische Sprache allmählich als Alltagssprache ersetzte, bedingte dies auch die Notwendigkeit von Übersetzungen der hebräischen Bibel. Siehe Targum.

Die Geschichte Israels wurde im Alten Testament in eine Reihe von zentralen Ereignissen und Perioden geordnet: der Auszug aus Ägypten (Exodus, einschliesslich der Geschichten von den Patriarchen bis zur Eroberung Kanaans); darauf folgten die Monarchie, das Babylonische Exil, die Rückkehr nach Palästina und Wiedereinsetzung der alten religiösen Institutionen.

Bei der Unterscheidung zwischen den Berichten des Alten Testaments und der Historizität ist es not-

wendig, andere Quellen heranzuziehen. Die Hauptinformationsquellen beschäftigen sich jedoch vor allem mit der theologischen Bedeutung der Vergangenheit. Ausserdem sind die meisten Dokumente oft erst Jahrhunderte nach den Geschehnissen entstanden, die sie beschreiben. Eine nennenswerte Anzahl schriftlicher Beweise gibt es erst seit der Zeit der Monarchie, die mit der Salbung Sauls zum ersten König von Israel im 11. Jahrhundert v. Chr. begann. (Bibel-Archäologie; Exegese).

Wie bei den anderen kleinen Völkern des östlichen Mittelmeerraumes hing das Schicksal Israels von den Grossmächten Ägypten, Assyrien und Babylonien ab; die kleinen Nationen konnten nur dann ein unabhängiges Leben führen, wenn sich die Lage in den Ländern selbst verschlechterte oder wenn sie sich untereinander bekriegten.

Eine Fülle von Informationen zur Geschichte des Nahen Ostens ist bereits seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. erhalten geblieben, aber eine detaillierte Geschichte Israels kann nur etwa seit der Zeit König Davids (1000-961 v. Chr.) rekonstruiert werden. Die Geschichten von den Patriarchen in Genesis z. B. waren überhaupt nicht als geschichtliche Dokumente angelegt. Archäologische Beweisstücke haben jedoch gezeigt, dass hier das Leben in der späten Bronzezeit widergespiegelt wird. Die Geschichten zeigen auch, dass die Vorfahren der Bewohner Israels Halbnomaden waren und geben Auskunft über ihre religiösen Gebräuche und Praktiken.

Eine Analyse der biblischen Berichte und eine umsichtige Verwendung des archäologischen Materials ergaben, dass der Auszug aus Ägypten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v. Chr. stattgefunden haben muss. Der Weg des Zuges selbst ist jedoch unbekannt. Es ist jedoch gesichert, das an dem Auszug aus Ägypten nicht ganz Israel beteiligt war, sondern nur die Stämme Josephs.

Josua 1-12 und 1 Richter 1-2 enthalten zwei verschiedene Versionen der Ankunft des Volkes Israel im Land Kanaan. Die zusammenfassenden Äusserungen im Bericht Josephs berichten von einer Eroberung durch die Israeliten unter der Führung von Josua; aber das Buch der Richter 1-2 und andere Überlieferungen legen die Annahme nahe, dass einzelne Stämme allmählich in das Land einwanderten, und dass es Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte gedauert hat, bis sich die Israeliten in Kanaan angesiedelt hatten.

Die Monarchie kam während des 11. Jahrhunderts v. Chr. auf, gerade zu jener Zeit, als das Land von inneren Kämpfen zerrissen war und zugleich von aussen bedroht wurde. Manche befürworteten die traditionellere Form der charismatischen Führerschaft in Krisenzeiten; andere wollten eine stabile Monarchie. Die Monarchie setzte sich wegen der äusseren Bedrohung durch die militärisch überlegenen Philister durch, die fünf Städte in der Küstenebene besetzt hatten. Saul vereinte die Stämme und schuf eine Monarchie, wurde aber zusammen mit seinem Sohn Jonathan in einer Schlacht gegen die Philister getötet. Daraufhin wurde David König, zunächst nur im Süden, dann über das gesamte Volk. Erst David machte der Bedrohung durch die Philister für immer ein Ende und errichtete ein Grossreich, dessen Einflussnahme sich von Syrien bis zur Grenze Ägyptens erstreckte. Während seiner Regierungszeit wurde Israel zu einem reichen Land. Davids Nachfolger war sein Sohn Salomo, der einen Hof nach dem Vorbild anderer orientalischer Könige einrichtete. Er baute einen Palast und einen grossen Tempel in Jerusalem, wobei er verschwenderisch mit den Ressourcen des Landes umging.

Nach dem Tod Salomos rebellierten die Stämme des Nordens unter seinem Sohn Jerobeam. Die zwei Nationen, Israel im Norden und Juda im Süden, wurden nie wieder vereint und bekämpften sich fortan.

© Ch. Zumbach

In Juda herrschte weiterhin das Haus David, bis die Babylonier das Land eroberten (597 und 586 v. Chr.); in Israel regierten währenddessen mehrere Könige und Dynastien. Die Zeit der geteilten Monarchie war von der wiederholten äusseren Bedrohung durch die Assyrer, die Aramäer und die Babylonier gekennzeichnet. 722-721 v. Chr. mussten sich Israel und seine Hauptstadt Samaria der assyrischen Armee ergeben. Die Israeliten wurden verschleppt, und Fremde siedelten sich auf ihrem Gebiet an. Juda seinerseits hatte zweimal unter den Demütigungen der Babylonier zu leiden: bei der Eroberung Jerusalems 597 und während seiner Zerstörung 586 v. Chr. (Siehe Babylonisches Exil).

538 v. Chr., als der persische König Cyrus das Perserreich errichtete, wurde das Volk Israel aus der Verbannung entlassen. In der Zeit nach der Verbannung wurden unter der Führung der Propheten Esra und Nehemia die alten Institutionen wiedereingerichtet und der Tempel wiederaufgebaut. Juda wurde eine Provinz des Perserreiches, und das Volk genoss eine relative Autonomie, vor allem in religiösen Angelegenheiten.

Zu einem bestimmten Zeitpunkt der israelitischen Geschichte nach der Verbannung wurde die Geschichte Israels zur Geschichte des Judentums (siehe Juden; Judentum). In der Frühphase des Christentums hatte das Volk bereits den Aufstieg des hellenistischen Reiches (333 v. Chr.), die Revolution der Makkabäer (168-165 v. Chr.) und ihre Herrschaft und die Errichtung der römischen Herrschaft in Palästina (63 v. Chr.) überlebt. Der gescheiterte Aufstand 70 n. Chr., bei dem Jerusalem zerstört wurde, bewirkte eine radikale Veränderung der Lebensumstände.

Das Neue Testament besteht aus 27 verschiedenen Schriften, die zwischen 50 und 150 n. Chr. abgefasst wurden und Fragen zu Glaubenstheorie und -praxis in christlichen Gemeinschaften im gesamten Mittelmeerraum behandeln.

Heute existieren etwa 5 000 vollständige, in Teilen oder Bruchstücken erhaltene Manuskripte des Neuen Testaments. Bei keinem dieser Dokumente handelt es sich jedoch um ein Autograph, also ein vom Verfasser selbst geschriebenes Original. Das älteste Manuskript ist wohl ein Fragment des Johannesevangeliums, dessen Entstehungsdatum auf ungefähr 120 bis 140 n. Chr. geschätzt wird. Wenn man die räumlichen und zeitlichen Unterschiede bei der Entstehung sowie die unterschiedlichen Schreibmethoden und -materialien bei der Anfertigung dieser Manuskripte berücksichtigt, so ist es höchst erstaunlich, wie sehr sich die einzelnen Schriften ähneln. Trotzdem gibt es Abweichungen wie Auslassungen und Zusätze sowie unterschiedliche Ausdrucksweisen.

Die 27 Bücher des Neuen Testaments sind nur ein Bruchteil der literarischen Erzeugnisse der christlichen Gemeinden während der ersten drei Jahrhunderte. Die Grundarten neutestamentarischer Dokumente (Evangelium, Brief, Apokalypse) wurden häufig nachgeahmt,wobei über 50 Evangelien zu jener Zeit in Umlauf waren. Viele dieser nichtkanonischen christlichen Schriften bilden die siehe Apokryphen des Neuen Testaments.

Die Kenntnis der Literatur jener Periode verbesserte sich erheblich, als 1945 in Naj Hammadi eine Bibliothek der Gnostiker entdeckt wurde (siehe Gnostik). Diese in koptischer Sprache geschriebene Sammlung wurde übersetzt und veröffentlicht. Von besonderem Interesse ist u. a. das Thomasevangelium, das insgesamt 114 Sprüche enthält, die angeblich Jesus selbst in Gesprächen mit Thomas, einem der Apostel, geäussert haben soll.

© Ch. Zumbach

Der erste, der versuchte einen Kanon aufzustellen, war ein abtrünniger Christ namens Marcion, der um 150 n. Chr. eine Liste zusammenstellte, die u. a. das Lukasevangelium und zehn von Paulus‘ Briefen umfasste.

200 n. Chr. galten offenbar 20 der 27 Bücher des Alten Testaments als allgemein anerkannt. Hier und da gab es lokale Präferenzen, und auch zwischen den östlichen und den westlichen Kirchen gab es Unterschiede, wobei der Brief des Jakobus, der Hebräerbrief, 2. Brief des Johannes, Brief des Judas, 2. Brief des Petrus und die Offenbarung des Johannes am umstrittensten waren.

Der 39. Festbrief des Athanasius, des Bischofs von Alexandria, der 367 unter seiner Rechtsprechung an alle Kirchen gesendet wurde, beseitigte alle Unklarheiten bezüglich des Inhalts des neutestamentarischen Kanons. In diesem Festbrief, der in einer Sammlung von Botschaften erhalten geblieben ist, die Athanasius jedes Jahr zur Fastenzeit schrieb, führte er jene 27 Bücher als kanonisch an, die noch heute den Inhalt des Neuen Testaments bilden, obgleich er sie in einer anderen Reihenfolge auflistete. Diese Bücher des Neuen Testaments sind, in ihrer endgültigen Reihenfolge, die vier Evangelien (Matthäus, Markus, Lukas und Johannes), die Apostelgeschichte, Brief an die Römer, 1. und 2. Brief an die Korinther, Galater, Epheser, Philipper, Kolosser, 1. und 2. Thessalonicherbrief, 1. und 2. Timothäusbrief, Titusbrief, Philemonbrief, Hebräerbrief, Jakobusbrief, 1. und 2. Petrusbrief, 1., 2., 3. Johannesbrief, Judasbrief und die Offenbarung des Johannes. (siehe auch die Artikel zu den einzelnen Büchern des Neuen Testaments)

Die schnelle Verbreitung des Christentums über die Grenzen der griechisch sprechenden Welt hinaus machte Übersetzungen in andere Sprachen erforderlich, z. B. ins Syrische, Altlateinische, Koptische, Armenische, Georgische, Äthiopische und Arabische. Syrische und lateinische Versionen gab es bereits im 2. Jahrhundert, und im 3. Jahrhundert auch koptische. Die Übersetzungen waren in lokalen Dialekten geschrieben und enthielten nur ausgewählte Teile des Neuen Testaments. Im 4. und 5. Jahrhundert gab es Bestrebungen, diese regionalen Versionen durch solche zu ersetzen, die mehr einem gemeinsamen Standard entsprachen und allgemein akzeptiert wurden. 382 beauftragte Papst Damasus I. Hieronymus mit der Erstellung einer lateinischen Bibel. Diese als Vulgata bekannte Bibel ersetzte die verschiedenen altlateinischen Versionen. Im 5. Jahrhundert entstand die syrische Peschitta, die an die Stelle der bis dahin verwendeten syrischen Texte trat. Mit der Zeit verschwanden die alten Versionen und wurden durch neue ersetzt.

Die Schriften des Neuen Testaments lassen sich in vier Gattungen unterteilen: Evangelien, Geschichtsschreibung, Briefe und Apokalypse. Das frühe Christentum kannte jedoch von diesen vier Formen nur das Evangelium.

Ein Evangelium ist eine Reihe persönlicher Berichte von Worten oder Taten, von denen jeder für sich in gewisser Weise abgeschlossen ist. Der Evangelist brachte die Berichte in eine chronologische Reihenfolge, wobei seine eigenen Überlegungen sowie die Bedürfnisse der frühchristlichen Gemeinde eine grosse Rolle spielten.

Ein Beispiel für eine historische Erzählung im Neuen Testament ist die Apostelgeschichte, die vermutlich von dem Evangelisten Lukas abgefasst wurde. Sie berichtet in einer zusammenhängenden Erzählung von Jesus und der Kirche, die in seinem Namen entstand.

© Ch. Zumbach

Die Epistel bzw. der Brief war in der griechisch-römischen Welt eine gebräuchliche literarische Form, die aus der Signatur, der Adresse, einem Gruss, einer Lobesrede oder Danksagung, einer Botschaft und einem Abschiedsgruss bestand. Paulus benutzte diese Form, um mit den Kirchen Kontakt zu halten, die von ihm gegründet worden waren. Diese Briefform wurde in der christlichen Gemeinschaft bald allgemein akzeptiert. Bei vielen Briefen handelt es sich jedoch eher um Reden, Ermahnungen oder Abhandlungen, die in die Form von Episteln gebracht wurden.

Apokalyptische Schriften tauchen im gesamten Neuen Testament auf, wobei die bekannteste die Offenbarung des Johannes ist. Die literarische Gattung der Apokalypse beschreibt in sehr visionären, symbolischen und pessimistischen Bildern den Zustand der Welt, wobei das einzige Element der Hoffnung in dem Unsichtbaren hinter dem Sichtbaren gesehen wird. Gerechter Lohn und Vergeltung charakterisieren die Visionen vom Ende der Welt. Vermutlich wurde das neutestamentarische Buch der Offenbarung während der Christenverfolgung unter dem römischen Kaiser Domitian geschrieben, der von 81 bis 96 regierte.

Innerhalb dieser vier literarischen Grundtypen gibt es viele verschiedene Formen wie Gedichte, Hymnen, Bekenntnisformeln, Sprüche, Wundergeschichten, Seligpreisungen, Schmähreden, Listen von Pflichten, Parabeln.

In den Schriften haben sich die Bibelgelehrten in der Vergangenheit viel mit der Parabel beschäftigt, die sehr lange als eine Form der Allegorie betrachtet worden war. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab der deutsche Bibelwissenschaftler Adolph Jülicher der Interpretation von Parabeln eine neue Richtung.

Eine genaue historische Rekonstruktion der Periode, wie sie sich im Neuen Testament darstellt, ist nicht möglich, da einerseits die Schriftstücke nach theologischen und nicht nach chronologischen Gesichtspunkten angeordnet, andererseits die Evangelien erst zwischen 70 und 90 n. Chr., 60 Jahre nach dem Tod Jesu, niedergeschrieben wurden. Ausserdem schenkten die Verfasser des Neuen Testaments den historischen Fakten keine grosse Beachtung, da sie glaubten, das Ende der Welt stünde nahe bevor. Darüber hinaus ist das Neue Testament eine Sammlung geistlicher Literatur, die für die speziellen Zwecke des Gottesdienstes, der Predigt und der Lehre verfasst wurde.

Trotz dieser Schwierigkeiten ergibt sich aus dem Lukasevangelium sowie aus der Apostelgeschichte, dass Jesus seine Wanderschaft als Prediger im 15. Jahr der Regentschaft von Tiberius begann (Lukas 3, 1), also zwischen 28 und 29 n. Chr. Alle vier Evangelien stimmen darin überein, dass Jesus gekreuzigt wurde, als Pontius Pilatus Statthalter von Judäa war (26-36 n. Chr.). Wenn man davon ausgeht, dass Jesus nur ein Jahr lang predigte, fand seine Wanderschaft zwischen 29 und 30 n. Chr. statt. Gemäss der Theorie, dass sich sein Wirken über einen Zeitraum von drei bis vier Jahren erstreckte, predigte er zwischen 29 und 33 n. Chr.

Nach Jesu Tätigkeit als Wanderprediger, die in den vier Evangelien beschrieben wird, wurde die Leitung der religiösen Bewegung, die er initiiert hatte, von den zwölf Aposteln übernommen, die er als seine Apostel ausgewählt hatte. Die meisten dieser Männer gerieten in Vergessenheit oder wurden zu legendären Gestalten. Drei von ihnen werden jedoch als weiterhin aktive Führer geschildert: Jakobus, der vor 44 von Herodes Agrippa getötet wurde. Johannes, sein Bruder (Johannes 21, 20-24); Petrus schliesslich war einer der frühen Leiter der Kirche von Jerusalem, unternahm jedoch auch einige Missionsreisen und wurde der Überlieferung zufolge um 65 n. Chr. in Rom getötet. Zusätzlich zu diesen drei Personen

gab es noch Jakobus, der als Bruder von Jesus bezeichnet wurde und eine wichtige Funktion in der Kirche von Jerusalem ausübte, bis er 61 getötet wurde. Bevor 66 in Jerusalem der Aufstand der Juden gegen die römische Herrschaft begann, verliessen die Christen die Stadt und waren daher nicht in die Kämpfe verwickelt, in deren Verlauf Jerusalem 70 zerstört wurde.

Der Bericht in der Apostelgeschichte konzentriert sich auf Paulus, der ungefähr zwischen 33 und 35 n. Chr. in der Nähe von Damaskus zum Christentum konvertierte. Die Briefe des Paulus markieren seinen Weg als Missionar durch Syrien, Kleinasien, Mazedonien, Griechenland und nach Rom. Offenbar starb er dort circa 60 n. Chr. Paulus‘ Briefe und die Apostelgeschichte vermitteln dem Leser einen Einblick in das Leben dieser frühchristlichen Gemeinden und ihr Verhältnis zu den grösseren Kulturen, in die sie eingebettet waren.

Die übrigen Bücher des Neuen Testaments enthalten wenige historische Informationen und fast keine Anhaltspunkte für eine genaue Datierung. Generell scheint die Gemeinschaft, für die sie geschrieben wurden, bereits die zweite und dritte Generation gewesen zu sein. In diesen Schriften leben die direkten Nachfolger von Jesus bereits nicht mehr. Die anfängliche Euphorie und gespannte Erwartung der endgültigen Rückkehr Christi ist dem Bedürfnis nach Bewahrung, Verwurzelung und Institutionalisierung gewichen (siehe Eschatologie; Wiederkunft Christi). Der 2. Petrusbrief, der wahrscheinlich das als letztes entstandene Buch des Neuen Testaments ist, versucht, die frühere Erwartungshaltung des unmittelbar bevorstehenden Endes der Geschichte wiederherzustellen. Dieser Versuch, den Eifer und die Überzeugung einer früheren Ära wieder heraufzubeschwören, ist selbst ein Anzeichen für das Ende eines Zeitalters.

Da Judentum und Christentum Religion immer als historisch verstanden, d. h. dass diese sich aus historischen Ereignissen entwickelte, war die Bibel im Unterschied zum Schrifttum anderer Religionen wie z. B. des Hinduismus und des Islam schon immer gelehrter Kritik unterworfen. Obwohl die meisten Schriften des Alten und Neuen Testaments anonym verfasst wurden, ging man immer davon aus, dass sie von Menschen geschrieben worden waren. Daher galt es als legitim, sie menschlicher Bewertung zu unterziehen. Dabei vertraten jüdische und christliche Bibelgelehrte die Auffassung von der göttlichen Inspiration, die besagte, dass Gott den biblischen Autoren die Offenbarung entweder Wort für Wort oder in Form von Träumen, Visionen und anderen Erscheinungen eingab.

Die frühen Rabbiner Palästinas und Babylons (200-500 n. Chr.), deren Gespräche im Talmud (hebräisch: Unterweisung), einer Sammlung jüdischer Traditionen, niedergeschrieben sind, strebten nach der Widerspruchsfreiheit der Bibel und nach Übereinstimmung zwischen Bibel und jüdischer Religion. Diese erreichten sie durch eine Beweisführung, die willkürlich erscheint, wenn man heutige Massstäbe der Textinterpretation zugrunde legt (Mischna).

In der hellenistischen Welt bemühte sich der jüdische Gelehrte Philon von Alexandria, das Alte Testament mit dem Weltbild der griechischen Philosophie und Wissenschaft in Einklang zu bringen. Philo benutzte dabei die Allegorese (Allegorie), eine Interpretationsmethode, bei der die wörtliche Bedeutung eines Textes gegenüber der tieferen göttlichen Deutung in den Hintergrund trat. Dabei war der göttliche Sinn jedoch nur Eingeweihten verständlich.

Viele Kirchenväter folgte diesem Ansatz, wobei sie davon überzeugt waren, dass der wahre Geist des Alten Testaments sich im Neuen Testament offenbare. Frühe christliche Exegeten des Alten Testa-

© Ch. Zumbach

ments neigten dann dazu, das Alte Testament als ein christliches Buch zu behandeln, dem jedoch nur soweit eine Bedeutung zukam, als es das vorwegnahm, was sich später im Christentum und in der Kirche erfüllte. (Apokryphen des Neuen Testaments).

Auch heute betrachten einige christliche Kommentatoren das Alte Testament unter dem Gesichtspunkt seiner Bedeutung für die christliche Kirche, wie z. B. auch das 2. Vatikanische Konzil in einem Dekret zur Heiligen Schrift. Eine solche Einstellung widerspricht jedoch der historisch-kritischen Methode, welche die Bibel als ein literarisches Werk betrachtet, das von Menschen geschrieben wurde und deshalb von den literarischen Stilen und Konventionen seiner Zeit geprägt ist.

Unter den Christen war es Augustinus, der in seinem Kommentar zur Bedeutung der Genesis (De Genesi ad Litteram, 401-415) eine Diskrepanz zwischen dem Weltbild seiner Zeit sowie dem der biblischen Autoren feststellte und aufgrund dessen die Notwendigkeit sah, die biblische Sichtweise kritisch zu untersuchen. Im Osten unterschied der Gelehrte Theodor von Mopsuestia zwischen dem „prophetischen Geist“, d. h. der unmittelbaren Erleuchtung, aus dem ein grosser Teil der Bibel hervorgegangen wäre, und einem „Geist der Weisheit“, der bestimmte biblische Autoren wie z. B. den Verfasser des Predigerbuches beeinflusst hätte. Diese legten nach Meinung Theodors nur Ansichten und Betrachtungen dar, die von Menschen und nicht von Gott kämen.

Die Bibelkritik in unserem heutigen Sinn entstand jedoch erst im Zeitalter der Aufklärung. Zu den ersten Bibelkritikern zählten im 17. Jahrhundert die Philosophen Thomas Hobbes und Baruch Spinoza sowie der französische Gelehrte Richard Simon. Die Bibelkritik der Aufklärung ging wiederum auf die Reformation zurück, die das Studium der Bibel wieder einführte und neue kritische Methoden entwickelte.

Jede Übersetzung stellt schon eine Interpretation des Textes dar, da das Vorverständnis des Übersetzers in die Übersetzung miteinfliesst. Bereits den Kritikern im vorchristlichen Zeitalter lagen Übersetzungen vor, und diese griffen daher auf die frühstmöglichen Textfassungen zurück, um die ursprüngliche Bedeutung der Texte zu erschliessen. Im 16. und 17. Jahrhundert suchten die Reformatoren nach frühen Quellen, um eine Bibelübersetzung zu erstellen, die dem Sinn der biblischen Autoren am nächsten kam. Ihre Untersuchungen sowie Texte, die im 18. Jahrhundert entdeckt wurden, bildeten die Grundlage der textkritischen Methode.

Den ursprünglichen Text zu ermitteln ist Aufgabe der sogenannten „niederen“ Kritik, wobei bei der Erschliessung des Sinnes eines Textes „äussere“ und „innere“ Kriterien zu berücksichtigen sind. Äussere Kriterien sind die Beschaffenheit des Manuskripts wie z. B. Material, Alter und Schrifttyp. Dabei liegen biblische Texte grundsätzlich nicht als Originaltexte eines Autors vor, sondern in Versionen, die erst einige Jahrhunderte nach der ersten Abfassung entstanden. So stammen die vorhandenen Manuskripte des Alten Testaments aus christlicher Zeit, wobei die alten, erhaltenen Fassungen (die griechische Septuaginta und die lateinische Vulgata) und die vormasoretischen Fragmente (siehe Masora) darauf schliessen lassen, dass der hebräische Originaltext gewissenhaft weitergegeben wurde. Zu einem der bestbezeugten Texte, der je überliefert wurde, zählt das Neue Testament. Vollständige und nahezu vollständige Manuskripte stammen aus dem 4. Jahrhundert, und zahlreiche noch vorhandene Fragmente wurden nur ein Jahrhundert nach der Urfassung kopiert. Obwohl sich in den Manuskripten eine Fülle von abweichenden Formulierungen befinden, blieb der Sinn des Textes zum grössten Teil unberührt, da 90 Prozent der Abweichungen nur geringfügige Details betreffen, wie z. B. die Ersetzung eines Begriffs

durch ein Synonym.

Letztlich muss sich die Textkritik in ihren Urteilen aber auf die inneren Kriterien stützen, welche die Grundlage für die Verlässlichkeit eines Manuskripts bilden. Dabei handelt es sich um Massstäbe des gesunden Menschenverstands, nach denen eine Version als ursprünglicher eingeschätzt wird als die andere. Dabei gilt die Regel, dass beispielsweise eine kürzere Fassung einer längeren vorgezogen wird, in der Annahme, dass ein Kopist einen Text eher erweitert als komprimiert. Da die Schreiber eher dazu neigten, Widersprüche im Text aufzulösen, ist davon auszugehen, dass die schwierigere zweier verschiedener Lesarten die ursprünglichere ist.

Im 18. und 19. Jahrhundert entstand die sogenannte „höhere“ Kritik der Bibelforschung. Diese rief jedoch eine heftige Gegenreaktion bei denjenigen hervor, die in ihr einen Angriff auf die Wahrheit der Heiligen Schrift sahen. Obwohl es heute immer noch eine Opposition zur historisch-kritischen Kritik gibt, sieht die Bibelwissenschaft in der höheren Kritik die einzige Methode, um den Sinn der Bibel zu erschliessen (Evangelikalismus, Fundamentalismus).

Die historisch-kritische Methode fragt nach der Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit eines Textes. Sie stellt z. B. Fragen nach der Autorenschaft,nach den Quellen, auf die sich der Autor stützte, sowie nach den Veränderungen, die ein Text durch seine Überlieferung erfuhr.

Die historisch-kritische Methode zeigte, dass einige Aussagen der Bibel nicht wörtlich zu verstehen sind und verschiedene Werke nicht von den Autoren stammen, denen sie traditionell zugeschrieben wurden.

Eine weitere Disziplin der historisch-kritischen Methode ist die Formkritik. Sie untersucht die historische Situation, in der ein Text entstand, und fragt nach dem Sitz im Leben, d. h. nach der Funktion, die der Text erfüllte. Diese Methode wurde zuerst von dem deutschen Gelehrten Hermann Gunkel auf das Alte Testament angewandt. Er deutete die Geschichten der Genesis als ätiologische Erzählungen und deutete Genesis 9, 10-27 als Erklärung dafür, warum die Kanaaniter Untertanen der Israeliten seien. Andere Erzählungen dienten seiner Meinung nach zur Erklärung von Namen, wie z. B. Genesis 25, 6, in der die Herkunft des Namens von Jakob beschrieben wird. Darüber hinaus hielt er Abschnitte wie Genesis 28, 10-19 für Erklärungen von Kultlegenden heiliger Orte, wie z. B. Bethel.

Die gleichen Methoden wurden bei der Exegese des Neuen Testaments angewendet, um die Entstehung der Evangelien zu untersuchen. Dabei stellte sich heraus, dass die einzelnen Geschichten der Evangelien aus voneinander unabhängigen Erzählungen bestehen, die in Streit-, Verkündigungs- oder Wundergeschichten eingeteilt werden können.

Ein weiterer Aspekt der historisch-kritischen Methode ist die Redaktionskritik. Diese befasst sich mit der Rolle der Herausgeber, die einen Text über eine bestimmte Zeitspanne hinweg bearbeiteten. So ergab die redaktionskritische Forschung, dass die fünf Bücher Mose, die Propheten, die Psalmen sowie die Sprüche Salomos im Alten Testament nicht das Werk einzelner, sondern verschiedener Autoren sind, das von späteren Autoren redaktionell überarbeitet wurde. Gleiches gilt auch für die Evangelien, die lange Zeit für das Werk einzelner Persönlichkeiten wie Matthäus, Markus, Lukas und Johannes gehalten wurden. Heute ist jedoch erwiesen, dass sie von einer bestimmten Schule, einer Kirche oder einer Gruppe geschrieben wurden oder von Einzelpersonen, die für bestimmte Gruppen tätig waren und die

Überlieferungen den Bedürfnissen dieser Gruppe anpassten.

Der Strukturalismus, eine jüngere Entwicklung der Literaturkritik, fragt nicht nach der geschichtlichen Entstehung eines Textes, sondern behandelt die überarbeitete und abgeschlossene Fassung eines Textes. Er untersucht auch die Übereinstimmungen der Bibel mit den Schriften anderer Kulturen, in denen ähnliche Motive zu finden sind. Der Strukturalismus geht von einer gleichgearteten psychologischen Grundstruktur der menschlichen Psyche aus und unterstellt deshalb, dass ein Text einen Sinn besitzt, der über die Absicht seines Autors hinausgeht.

© Ch. Zumbach

Der Islam

600-900 n. Chr.

(arabisch: Friede in Ergebenheit, Unterwerfung oder Hingabe zu Gott) So bezeichnete Mohammed die Glaubensform des bildlosen Monotheismus. Laut Mohammed sind alle Menschen, die Gottbewusst leben, Muslime (arabisch: Ergebene). In Europa ist es üblich, von Mohammedanern zu sprechen. Die Bezeichnung Mohammedaner wird von Muslimen abgelehnt, da diese einen Personenkult um Mohammed impliziere, der nicht der Lehre des Islam entspräche. Sie legen wert darauf dass Mohammed nicht eine neue Religion geschaffen, sondern die seit Adams Zeiten bestehende Urreligion in Erinnerung brachte. Denn nach dem Koran waren Adam, Noah, Lot, Abraham, Ismael, Isaak, Jakob, Joseph, Moses, Aaron, David, Salomo, Elias, Elisa, Hiob, Jona, Zacharias, Johannes und Jesus alle Propheten, welche zuvor den ergebenen Glauben an Gott(Allah) an die Menschen verkündet haben.

Allah (arabisch al-ilah: der Gott), im Islam das Wort für Gott. Die islamische Vorstellung von Gott ist mit der des Judentums und des Christentums verwandt.

Allah wurde bereits von den vorislamischen Arabern verehrt, jedoch nicht als einziger Gott, sondern als Hochgott, der im Kult hinter anderen neueren Göttern zurücktrat. Dieser Hochgott, der mit der Kaaba in Mekka in Verbindung stand, wurde häufig einfach als „der Gott“ angerufen; und so wurde durch ständigen Gebrauch das Wort al-ilah zu Allah. Mohammed übertrug den schon existierenden Hochgott auf den einen und einzigen Gott, als dessen Prophet er sich verstand (Monotheismus).

Zahlreiche andere Worte für Gott stehen für die Eigenschaften, die Allah zugeschrieben werden. Zu den bekanntesten zählen Al-Rahman (der Barmherzige) und Al-Rahmin (der Mitleidvolle). Die Tradition kennt insgesamt 99 Namen Allahs, die als „die schönsten Namen“ gepriesen werden. Gewöhnlich erhalten Muslime einen Vornamen, der aus einem der Gottesnamen mit dem vorgesetzten Wort abd (Diener) besteht: Abd Allah, Abd al-Rahman, Abd al-Rahmin, etc.

Die Lehre Mohammeds zeichnet sich durch ihre leichte Fasslichkeit aus, denn sie hat eigentlich nur einen Glaubenssatz, der sich an die ganze Welt richtet. Dieser bildet die drittletzte (112.) Sure des Koran und lautet: "Gott ist der einzige und ewige Gott. Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Wesen ist ihm gleich. Ihn, den Allerbarmer(Rahman), zu verehren und von ihm sich leiten zu lassen ist die einzige religiöse Pflicht des Menschen." Ebenso einfach wie die Lehre ist auch die Ehtik des Islam, denn von ihr gilt der Grundsatz: "Gott will es euch leicht machen, den der Mensch ist ein schwaches Geschöpf" (Koran 4. Sure 32. Vers).

Zu Mohammeds Lebzeiten (um 570 bis 632) war die Arabische Halbinsel von nomadischen, viehzüchtenden Beduinen und von handeltreibenden Arabern, die vornehmlich in Städten wohnten, bevölkert. Die Religion der Araber war polytheistisch. Davon unabhängig existierte die alte monotheistische Tradition oder zumindest ein überlieferter Glaube an den höchsten Gott (Hochgott), der bereits als Allah verehrt wurde. Vermutlich trugen neben den Überlieferungen der Generationen auch jüdische und christliche Gemeinden zu einer wachsenden Aufgeschlossenheit gegenüber monotheistischen Lehren bei. Schon vor Mohammed gab es eine Reihe monotheistischer Prediger, die jedoch erfolglos blieben.

Mohammed begann sein Wirken mit 40 Jahren, als ihm, wie er berichtete, in einer Vision der Erzengel

© Ch. Zumbach

Gabriel erschien. Mohammed vertraute seiner Familie und engen Freunden seine Visionen an. Er begann dann, öffentlich in seiner Geburtsstadt Mekka zu predigen, wurde jedoch verspottet. So zog er 622 nach Medina. Diese Auswanderung, die als Hidjra bezeichnet wird, stellt den Beginn der islamischen Zeitrechnung dar. In Medina gewann Mohammed bald weltliche und geistliche Autorität und war als Gesetzgeber und Prophet anerkannt. 630 wurde auch Mekka dem einzigen Gott ergeben(Muslime). Bei seinem Tod 632 war Mohammed Herrscher über einen arabischen Staat, dessen Macht rasch zunahm.

Unter den Arabern war die Beschneidung schon vor der Zeit Mohammeds bekannt. Auch wenn der Koran sie nicht erwähnt, verlangt es islamischer Brauch, dass ein männlicher Muslim vor der Heirat beschnitten ist; das Ritual wird gewöhnlich in der Kindheit vollzogen.

Der Koran

570-650 n. Chr.

(arabisch al-Qur'an: Lesung, Vortrag oder Vorzeit), heilige Schrift des Islam. Nach muslimischem Glauben enthält der Koran eine Reihe von Offenbarungen, die Gott (Allah) an seinen Propheten Mohammed zwischen 608 und 632 in Mekka und Medina richtete.

Die Offenbarungen, die in Arabisch erfolgten, sind nach allgemeiner Ansicht der Muslime Eingebungen des Engels Gabriel (Jibrail oder Jibril). Diese wurden zunächst nur mündlich überliefert. Nach dem Tode Mohammeds 632 n. Chr. begannen seine Nachfahren die Offenbarungen zu sammeln bis sie schliesslich um 650 unter dem dritten Kalifat des Othman zum Koran zusammengestellt wurden, der in seiner Form heute noch gültig ist. Da Schriftarabisch gewöhnlich nur aus Konsonanten besteht, nicht aber aus Vokalen, wurden letztere erst später in den Text eingefügt. Um das 10. Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung (4. Jahrhundert nach islamischer Zeitrechnung) gab es verschiedene „Lesarten" (d. h. Schreibungen mit Vokalen) des anerkannten konsonantischen Textes, von denen sieben als gleichwertig galten.

Der Koran ist in 114 Abschnitte (Suren) eingeteilt, jede davon mit einer eigenen Überschrift versehen. Die Abschnitte sind in Verse (ayas) eingeteilt. Die Verseinteilung ist jünger als die Einteilung in Abschnitte und in den verschiedenen Textausgaben nicht immer gleich. Die Länge des Korans entspricht ungefähr der des Neuen Testaments. Die Abschnitte sind nicht chronologisch nach dem Zeitpunkt ihrer Offenbarung an Mohammed angeordnet, sondern nach ihrer Länge. So besteht die zweite Sure aus 287 Versen, wohingegen die letzte Sure sechs Verse umfasst.

Der Koran ist in Reimprosa geschrieben und gilt als das älteste arabische Prosawerk. Er besteht zum grössten Teil aus Verordnungen und Empfehlungen, Warnungen vor dem Ende der Welt und Ankündigungen des Jüngsten Gerichts. Gleichzeitig enthält er Erzählungen von früheren Propheten, in die sowohl biblische als auch jüdische und christliche Traditionen einflossen, wobei viele Einzelheiten der Geschichten aus den jüdischen und christlichen Apokryphen stammen. Darüber hinaus umfasst der Koran Regeln zum religiösen Leben sowie zu Heirat, Scheidung und Erbangelegenheiten. Die grundlegende Botschaft des Korans ist, dass es nur einen Gott gibt, der Schöpfer aller Dinge ist. Er ist ein gnädiger Gott, der immer wieder Propheten zu den Menschen sendet. Diese treffen jedoch auf verstockte Menschen, die sie abweisen, die Gott aber für ihr Verhalten bestraft.

© Ch. Zumbach

Der Koran, der als das von Mohammed empfangene Wort Gottes angesehen wird, steht im Zentrum des Islam und hat eine ähnliche Bedeutung wie die Thora für die Juden. Zur traditionellen Erziehung gehört das Auswendiglernen von Textpassagen, die auch beim täglichen Gebet rezitiert werden. Gleichzeitig bildet der Koran für die Muslime eine der beiden Hauptquellen des islamischen Rechtes (die andere ist bei den Sunniten< seit 950 n. chr.> die Sunna des Propheten, während bei den Schiiten die Urteile der Imame <seit 800 n. chr.> eine zusätzliche Rechtsquelle darstellen). Ohne die ihn begleitende Tradition der Auslegung wäre vieles im Koran unverständlich. Sogar die Ansicht, er enthalte eine Reihe von Offenbarungen an Mohammed, stützt sich auf die Überlieferung, denn im Koran selbst wird dieser Lehrsatz nicht explizit ausgesprochen.

Die Auslegung des Korans (traditionell als tafsir bezeichnet) ist ein Gebiet muslimischer Gelehrsamkeit, die seit den Tagen der Einführung des Korans als der heiligen Schrift der Muslime bis auf den heutigen Tag praktiziert wird. Das früheste bedeutende Werk eines Tafsir ist dasjenige des Al-Tabari (gestorben 923). Dieses Werk ordnet den Versen des Korans verschiedene Auslegungen früherer und zeitgenössischer Gelehrter in bezug auf Vokalisierung, Grammatik, Wortkunde, ethische und moralische Deutungen zu. Die verschiedenen Meinungen werden ohne Kommentar wiedergegeben, obwohl Al-Tabari oft andeutet, welche er vorzieht.

Ein grosser Teil der Auslegungen beschäftigt sich mit den „Anlässen der Offenbarungen“. Die einzelnen Verse und Versgruppen werden auf das Leben Mohammeds bezogen. Diese gelten als Offenbarungen, die mit bestimmten Begebenheiten in seinem Leben in Verbindung gebracht werden. Somit wird der Text so gedeutet, als habe er einen unmittelbaren Bezug zum Leben Mohammeds, und sei daher gleichzeitig von universaler und zeitloser Bedeutung.

Nichtmuslimische Gelehrte vertraten die Auffassung, dass es sich bei Einzelheiten aus dem Leben Mohammeds um Ausschmückungen bestimmter Koranverse handele und zogen so Parallelen zur Midrasch, in der die Erzählungen von biblischen Gestalten anhand von Geschichten veranschaulicht wurden.

Die traditionelle orthodoxe Auslegung spiegelte oft Abweichungen und Entwicklungstendenzen im Islam wider. Die schiitische Auslegung bestimmter Verse unterschied sich oft grundlegend von der sunnitischen; so findet sie in den Koranversen Hinweise zum besonderen Status von Ali ibn Abi Talib und dem der Imame. Heute interpretieren sowohl die Fortschrittlichen als auch die Fundamendalisten den Koran in ihrem eigenem Sinne.

In den theologischen Auseinandersetzungen des frühen Islam, ob der Koran erschaffen oder ewig sei, setzte sich der Standpunkt durch, dass die heilige Schrift unerschaffen und ewig sei. Dieser Standpunkt, der auch mit der Autorität der Kalifen und der Religionsgelehrten (Ulema) zusammenhängt, wurde insbesondere von den Schiiten in Frage gestellt.

Die erste Übersetzung in eine europäische Sprache war die lateinische Version des englischen Gelehrten Robert von Ketton 1143 auf Geheiss von Petrus Venerabilis, um die Lehre des Islam mit Gegenargumenten abzulehnen, was jedoch bis heute fehlschlug. Die erste englische Version erschien 1649 auf der Grundlage einer früheren französischen Übersetzung. Die erste unmittelbare englische Übersetzung aus dem Arabischen stammt von George Sale und erschien 1734. Heute steht eine Vielzahl von verschiedenen Übersetzungen zur Verfügung.

© Ch. Zumbach

Der Islam als Religion (Sunniten, Schiiten)

ab 900 n. Chr.

Gegenwärtig wird die immer zunehmende Zahl der Anhänger des Islam auf insgesamt etwa 1 Milliarde Menschen geschätzt. Zu den Ländern der islamischen Weltgemeinschaft gehören die arabischen Staaten in Nordafrika und im Nahen Osten, die Türkei und Teile der früheren UdSSR in Zentralasien (Turkvölker), der Iran, Afghanistan, Pakistan, Indien und Bangladesh, Malaysia, Indonesien, Philippinen und Teile Chinas. In Europa ist der Islam die zweitgrösste Religion nach dem Christentum.

Der Tod des Propheten Mohammed stürzte die Muslime in eine Krise. Er starb ohne einen Sohn und ohne jemand zu seinem Nachfolger bestimmt zu haben. Philip Hitti schreibt: "Das Kalifat (Amt des Kalifen) ist somit das älteste Problem des Islams. Es ist heute noch eine Streitfrage. Der muslimische Historiker al-Shahrast ani [1086-1153] schrieb: "Nie wurde wegen einer islamischen Streitfrage mehr Blut vergossen als wegen des Kalifats (imamah)." Abu Bakr wurde durch eine Art Wahl, an der sich die in der Hauptstadt al-Mad inah anwesenden Führer beteiligten, zum Nachfolger Mohammeds bestimmt (8. Juni 632)" (History of the Arabs).

Der Nachfolger des Propheten sollte ein Herrscher, ein khalifah oder Kalif, sein. Die Frage jedoch, wer der wahre Nachfolger Mohammeds sei, bewirkte Spaltungen im Islam. Die Sunniten halten an dem Wahlprinzip fest und lehnen das erbliche Recht ab. Daher glauben sie, daß die ersten drei Kalifen, Abu Bakr (Muhammads Schwiegervater), Omar (Ratgeber des Propheten) und Othman (Schwiegersohn des Propheten), die legitimen Nachfolger Muhammads waren.

Dem widersprechen die Schiiten, die sagen, allein die Familie des Propheten habe Anspruch auf die Führung, und zwar durch seinen Vetter und Schwiegersohn, Ali Ibn Abi Talib, den ersten Imam (Führer und Nachfolger), der Muhammads Lieblingstochter Fatima geheiratet hatte. Aus dieser Ehe gingen Muhammads Enkel Hasan und Husain hervor. Die Schiiten behaupten zudem, daß "Allah und Sein Prophet von Anfang an eindeutig Ali zum einzig legitimen Nachfolger bestimmt haben, daß aber die ersten drei Kalifen ihn um das Amt, das er richtigerweise hätte ausüben sollen, betrogen hätten" (History of the Arabs).

Dies bewirkte, dass sich der Islam spaltete und Muhammads Lehre, die Menschheit an den einzigen Gott, an die "Ewige Religion" zu erinnern in Vergessenheit geriet. Die Zeit zwischen 900-1200 n. Chr. brachte die heutigen islamischen Merkmale.

Die Sunniten sind neben den Schiiten die grösste Gruppe im Islam. Der Begriff Sunna, den die Sunniten auf ihre Gruppe beziehen („Menschen der Sunna“), bedeutet vermutlich „Mitte des Weges“. Er bezieht sich demnach nicht, wie allgemein angenommen, auf Sunna, das „Vorbild“ des Propheten Mohammed, da alle islamischen Gruppen und Sekten die Sunna, neben dem Koran, als verbindliche Lehre anerkennen.

Die Lehren der Sunniten bildeten sich gegen Ende des 9. Jahrhunderts heraus, während ihre Theologie als einheitliches System im 10. Jahrhundert entwickelt wurde. Damit reagierten die Sunniten auf frühe Abspaltungsbestrebungen anderer islamischer Gruppen, wie z. B. der Charidschiten, Mutasiliten und der Schiiten. Die Betonung der Bestimmung des menschlichen Schicksals durch den Willen Gottes ent-

© Ch. Zumbach

stand in der Auseinandersetzung mit der Überzeugung der Mutasiliten von der absoluten Freiheit des menschlichen Willens. Innerhalb der sunnitischen Theologie haben sich vier Gesetzesschulen entwickelt: die Schafiiten, die Hanefiten, die Malikiten und die Hanbaliten.

Die beiden grundlegenden Quellen der islamischen Glaubenslehre und Religionsausübung sind der Koran und die Sunna.

Die Muslime verstehen den Koran als das Wort Gottes, wie es Mohammed durch den Erzengel Gabriel übermittelt wurde. Sie glauben, dass Gott selbst, und nicht Mohammed, der Autor des Korans ist, welcher deshalb unfehlbar sei. Diese Schrift stellt die Sammlung der Worte dar, die Mohammed während der rund 22 Jahre seines Wirkens als Prophet zwischen 610 und 632 geoffenbart wurden. Sie besteht aus 114 Suren (Kapitel) von unterschiedlicher Länge, dessen kürzeste nur drei kurze Verse umfasst, die längste 306 Verse. Islamische wie nichtislamische Gelehrte stimmen darin überein, dass der Text des Korans im Lauf seiner Geschichte im wesentlichen unverändert überliefert wurde.

Die zweite Hauptquelle des Islam, die Sunna (arabisch: Gewohnheit), auch als der vorbildliche Weg des Propheten bezeichnet, ist im Hadith (arabisch: Überlieferung), einer Textsammlung aus dem 9. Jahrhundert enthalten. Diese umfasst die Aufzeichnungen über Denken, Handeln und Leben des Propheten.

Der Hadith wird im Unterschied zum Koran nicht für unfehlbar gehalten und ist diesem gegenüber von nachrangiger Bedeutung, wird aber von den meisten Muslimen als grundlegend für Glaube und Handeln angesehen.

Der Islam ist streng monotheistisch. Er vertritt ebenso wie Judentum und Christentum den Glauben an den einen allmächtigen Gott. Die Welt stellt ein wohlgeordnetes, harmonisches Ganzes dar, in dem alles seinen Platz und seine Ordnung hat.

Gegenüber der Welt und speziell gegenüber der Menschheit nimmt Gott vier fundamentale Aufgaben wahr: Schaffen, Versorgen, Führen und Richten. Die Aufgabe der Menschheit ist der „Dienst an Gott“ sowie der Aufbau einer Gesellschaftsordnung, in der ethische Prinzipien verwirklicht sind.

Dem Koran zufolge ist die „Verbesserung der Welt“ das Ideal aller menschlichen Anstrengungen. Dieser betont, dass die Menschen ihre Kleinlichkeit überwinden und grosszügig sein sollen. Dadurch werden sie die Tugend entwickeln, die als Taqwa bezeichnet wird. Mit Hilfe dieser Eigenschaft können die Menschen das Gute vom Bösen unterscheiden und vor allem ihre eigenen Handlungen richtig bewerten und die Selbsttäuschung vermeiden. Der wahre Wert der Taten einer Person kann nur durch Taqwa beurteilt werden; das Ziel des einzelnen sollte der höchste Nutzen für die Menschheit sein, nicht die unmittelbaren Freuden oder Wünsche des Selbst.

Nach islamischer Auffassung schickte Gott aufgrund der moralischen Schwäche der Menschen Propheten, um den Völkern sowie den einzelnen das moralisch und spirituell richtige Verhalten zu lehren. Mit diesem Akt göttlicher Führung sei – neben Schöpfung und Versorgung – Gottes Gnade vollendet. Obwohl Gut und Böse ins Herz des Menschen eingeschrieben seien, hätten die Unfähigkeit oder die Weigerung vieler Menschen, diese Inschrift zu lesen, die Führung durch Propheten erforderlich gemacht. Nach dem Islam war Adam der erste Prophet (dem Gott, nachdem er ihn aus dem Garten Eden vertrieb, seinen Sündenfall vergab – deshalb akzeptiert der Islam die Lehre von der Erbsünde nicht). Die Bot-

© Ch. Zumbach

schaften aller Propheten stammen danach aus derselben göttlichen Quelle, die im Koran als „wohlverwahrte Tafel“, „das verborgene Buch“ und „die Mutter aller göttlichen Bücher“ bezeichnet wird. Nach dieser Auffassung sind im Grunde alle Religionen ein und dieselbe, auch wenn sich ihre institutionalisierten Formen unterscheiden. Die Propheten sind eine untrennbare Einheit. Sie sind menschlicher Natur, haben nicht an der Göttlichkeit teil, sondern sind die vollkommensten Vorbilder für die Menschheit. Da einige Propheten den anderen überlegen sind, speziell bezüglich ihrer Standhaftigkeit gegenüber Versuchungen, bezeichnet der Koran Mohammed als „Siegel aller Propheten“. Deshalb glauben die Anhänger des Islam, dass das Prophetentum mit Mohammed vollendet und beendet und dass der Koran die letztgültige und vollkommene Offenbarung Gottes ist, die alle früheren Offenbarungen vollendet und aufhebt.

Die göttlichen Handlungen Schöpfen, Versorgen und Führen enden mit dem abschliessenden Akt des Richtens. Am Tag des Jüngsten Gerichts werden alle Menschen zusammengerufen und jeder einzelne nach seinen Taten gerichtet, wobei die „Geretteten“ ins Paradies eingehen, während die „Verdammten“ in die Hölle absteigen. Dabei wird Gott als gnädiger Richter gesehen, der denjenigen vergibt, die Vergebung verdienen. Daneben kennt der Koran eine weitere Form des göttlichen Gerichts, das im Verlauf der Geschichte über Nationen, Völker und Gemeinschaften gehalten wird.

Die als „fünf Säulen des Islam“ bekannten Pflichten werden im Islam als grundlegend und zentral im Leben der islamischen Gemeinschaft betrachtet.

Entsprechend der uneingeschränkt monotheistischen Auffassung des Islam ist die erste Pflicht das Glaubensbekenntnis (shahada): „Ich bezeuge, dass es keinen weiteren Gott gibt ausser Gott, und Mohammed akzeptiere ich als seinen Propheten.“ Jeder darf sich als Muslim oder Muslimin betrachten, der bzw. die das Glaubenszeugnis bewusst und aufrichtig ausspricht.

Die zweite Pflicht besteht in fünf täglichen Gebeten. Das erste Gebet wird vor Sonnenaufgang, das zweite am sehr frühen Nachmittag, das dritte am späten Nachmittag, das vierte unmittelbar nach Sonnenuntergang und das fünfte vor der Nachtruhe bzw. vor Mitternacht verrichtet. Zum Gebet richten sich die Muslime in Richtung der Kaaba in Mekka aus. Eine einzelne Gebetseinheit besteht aus einer stehenden Stellung, einer Verbeugung und zwei Prostrationen (Niederstrecken und Berühren des Bodens mit der Stirn) und schliesslich einer sitzenden Position. Dabei werden vorgeschriebene Gebete und Koranstellen rezitiert.

Alle fünf Gebete im Islam sind gemeinschaftlich und in einer Moschee zu verrichten, können jedoch auch einzeln verrichtet werden, wenn jemand aus bestimmten Gründen nicht in der Gemeinde anwesend sein kann. Individuelle Andachtsgebete sind nicht vorgeschrieben, jedoch wird den Muslimen nahegelegt, sie nach Mitternacht zu verrichten. Diese heissen Tahajjud (Nachtgebet). Im Nahen Osten und in Indonesien nehmen Frauen an den Gemeinschaftsgebeten teil, wobei sie in einem eigenen Raum oder Saal beten. Auf dem indischen Subkontinent beten die muslimischen Frauen ausschliesslich im Haus. Vor dem Gebet nimmt der Muslim rituelle Waschungen vor.

Vor jedem Gemeinschaftsgebet ruft der Muezzin (von azan: „Ruf zum Gebet“) das Gebet von einem Minarett der Moschee öffentlich aus. Neuerdings wird der Ruf über Lautsprecher verstärkt, so dass man ihn auch in grösserer Entfernung noch hören kann.

© Ch. Zumbach

Am Freitagnachmittag findet ein spezielles Gemeinschaftsgebet in der Moschee statt. Vorher predigt der Imam, auch Khatib genannt, von der Kanzel. An den beiden religiösen Festtagen mit dem Namen Id (der Tag unmittelbar nach dem Ende des Fastenmonats Ramadan und der Tag nach der Pilgerreise nach Mekka) werden am Morgen spezielle Gebete verrichtet, denen eine Ansprache folgt. Diese Gebete finden nicht in der Moschee, sondern auf einem Platz ausserhalb statt.

Die dritte Hauptpflicht eines Muslims ist Zakat. Dies war ursprünglich die Steuer, die Mohammed (und später die muslimischen Staaten) von den reichen Mitgliedern der Gemeinschaft erhoben hatte, um den Armen zu helfen. Darüber hinaus soll die Zakat für die Mission sowie für den Djihad verwendet werden. Nur wenn diese Abgabe bezahlt ist, gilt der übrige Besitz eines Muslims als rein und legitim.

Die vierte Pflicht besteht im Fasten während des Ramadan im neunten Monat des islamischen (Mond-Kalenders). Während des Fastenmonats enthält sich der erwachsene und gesunde Muslim von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang der Nahrung, Getränke, Genussmittel wie z. B. Rauchen sowie des Geschlechtsverkehrs. Wer es sich leisten kann, muss darüber hinaus auch noch mindestens eine arme Person ernähren.

Die fünfte Pflicht ist die Wallfahrt zur Kaaba in Mekka. Alle erwachsenen Muslime, die körperlich und wirtschaftlich dazu in der Lage sind, müssen diese Wallfahrt mindestens einmal im Leben machen. Die Wallfahrt (hadjdj) findet während der ersten zehn Tage des letzten Monats im Mondjahr statt und beginnt damit, dass sich die Pilger durch Waschungen und Anlegen eines Bussgewandes in einen Zustand der Reinheit versetzen. Der Hadjdj besteht im siebenmaligen Umschreiten der Kaaba sowie sieben Pilgergängen zwischen den Hügeln Safa und Marwa in der Nähe des Heiligtums, einem Gang von drei Meilen (etwa 4,5 Kilometer) bis Mina und sieben weiteren Meilen (etwa 11 Kilometer) auf den Berg Arafat, einer symbolischen Steinigung des Teufels und der Schlachtung eines Tieres zur Erinnerung an Abrahams Opfer.

1977 wurden in Mekka fast zwei Millionen Pilger gezählt. Jahrhundertelang spielte die Kaaba als Treffpunkt islamischer Gelehrter eine wichtige Rolle für den Austausch und die Verbreitung ihrer Ideen. Im Lauf der letzten zwanzig Jahre diente die Wallfahrt auch der Förderung der politischen Solidarität in der islamischen Welt.

Neben diesen fünf Hauptstützen des Islam gibt es weitere wichtige Vorschriften, beispielsweise das Verbot von Glücksspielen, Alkohol zu trinken oder Schweinefleisch zu essen. Neben der Kaaba, dem zentralen Heiligtum des Islam, sind die Moscheen, in der die täglichen Gebete sowie das Freitagsgebet stattfinden, die wichtigsten Zentren des islamischen Lebens.

Das islamische Gesellschaftsverständnis ist theokratisch: das Ziel aller Muslime ist „Gottes Herrschaft auf Erden“. Damit ist jedoch keine Herrschaft der Priester gemeint, wenn auch in einigen islamischen Staaten die religiösen Autoritäten einen bedeutenden politischen Einfluss ausüben. Der islamischen Sozialphilosophie liegt die Auffassung zugrunde, dass alle Lebenssphären – die spirituelle, die soziale, die politische und die wirtschaftliche – eine untrennbare Einheit bilden und von den islamischen Werten geprägt sein sollten. Auf diesem Ideal basieren die Gedanken des „islamischen Rechtes“ und des „islamischen Staates“ und die starke Betonung des sozialen Lebens und sozialer Pflichten im Islam. Selbst die geschilderten fünf religiösen Hauptpflichten, die „Säulen des Islam“, haben eindeutige soziale Implikationen.

© Ch. Zumbach

Die Grundlage der islamischen Gesellschaft ist die Gemeinschaft, die durch die Ausübung der fünf Pfeiler des Islam miteinander verbunden ist. Ihre Aufgabe besteht darin, „das Gute zu befördern und das Böse zu verhindern“ und so die Welt zu verbessern.

Das System der islamischen Universitäten trug zu den grossen kulturellen Entwicklungen des Islam bei. Die Universitäten wurden als religiöse Ausbildungsstätten gegründet, an der die Ulama (Religionsgelehrte), Qadis (Richter), Muftis (staatlich anerkannte Rechtsgelehrte) und weitere hohe religiöse Amtsträger ausgebildet wurden. Diese Amtsträger bildeten – besonders in der Türkei und Indien - eine wichtige politische Klasse, die grossen Einfluss auf die Politik des Staates nehmen konnte. In vielen muslimischen Ländern des 20. Jahrhunderts haben die Ulama jedoch einen Grossteil ihres früheren Einflusses verloren, besondern unter den westlich erzogenen Muslimen, die einer rein islamistischen Regierungsform kritisch gegenüberstehen; in der Türkei haben die Ulama ihre juristische Macht völlig eingebüsst.

Im 9. Jahrhundert gründete der Kalif Al-Mamun in Bagdad eine Akademie zur Erforschung nichtreligiöser Fächer und zur Übersetzung griechischer philosophischer und wissenschaftlicher Texte. Im 10. Jahrhundert gründeten die Fatimiden-Kalifen auch in Kairo eine Akademie, El-Azhar, die heute noch das wichtigste islamische Ausbildungszentrum darstellt. Herrscher und reiche Gönner unterstützten in der Regel einzelne Gelehrte finanziell. Die islamischen Gelehrten des Mittelalters waren bedeutende Philosophen, Mediziner, Astronomen, Mathematiker und Naturwissenschaftler; zwischen dem 9. und dem 13. Jahrhundert war die islamische Kultur weltweit die am weitesten entwickelte.

Weitere berühmte islamische Universitäten sind unter anderem die 1067 von dem iranischen Staatsmann Nizam Al-Mulk in Bagdad gegründete Nizamiya, an der Religion, Theologie und islamische Tradition gelehrt wurden und an der auch der berühmte Philosoph Al-Ghazali lehrte, sowie die 1234 in Bagdad gegründete Mustansiriya, die islamisches Recht und andere Fächer lehrte.

In der islamischen Gesellschaft hat der Ausdruck "Recht“ einen weiteren Bedeutungsumfang als in den westlichen Gesellschaften, da das islamische Recht sowohl rechtliche als auch moralische Imperative umfasst. Aus demselben Grund kann nicht das gesamte islamische Recht in Form von Gesetzen gefasst werden.

Das islamische Recht besteht aus vier Quellen, den sogenannten „Wurzeln des Rechtes“. Die ersten beiden Quellen sind die schriftlich niedergelegten in Form des Koran und der Sunna. Die dritte Quelle wird als „Idjtihad“ („individuell verantwortete Meinung“) bezeichnet und wird herangezogen, wenn ein Thema im Koran und in der Sunna nicht abgehandelt wird. Ein Jurist kann das Problem dann durch Analogieschluss (qiyas) lösen. Diese Art des Schliessens wurde eingeführt, als islamische Theologen und Juristen sich in eroberten Ländern der Notwendigkeit gegenübersahen, die dortigen Gebräuche und Gesetze mit dem Koran und der Sunna in Übereinstimmung zu bringen. Später begannen islamische Autoritäten, dies eigenständige Denken als Bedrohung für den Koran und die Sunna anzusehen, und stellten strikte Regeln zur Beschränkung seines Gebrauchs auf. Wegen der tiefgreifenden Veränderungen der muslimischen Weltgemeinschaft in den letzten Jahrzehnten hat das innovative Denken des Idjtihad jedoch wieder mehr Bedeutung gewonnen. Die vierte Quelle ist der Konsens der Gemeinschaft (idjma). Da der Islam keine offizielle Autorität kennt, die in Fragen der Glaubenslehre entscheidet, ist dies ein informeller Prozess, der oft lange Zeiträume in Anspruch nimmt.

© Ch. Zumbach

Im Islam haben sich fünf Rechtsschulen entwickelt, vier sunnitische und eine schiitische. Die vier sunnitischen Schulen – Shafiiten, Hanafiten, Malikiten und Hanbaliten – entwickelten sich in den ersten beiden Jahrhunderten der Geschichte des Islam. Sie behandeln die Rechtsgebiete, die der Koran oder die Sunna nicht abdecken, mit Hilfe systematischen Schliessens und unterscheiden sich in erster Linie dadurch, ob sie mehr die Autorität der Texte oder mehr den Analogieschluss in den Mittelpunkt stellen; alle Schulen erkennen jedoch die Schlussfolgerungen der anderen Schulen als vollständig legitim und den Rahmen des orthodoxen Islam nicht überschreitend an. Im Prinzip dominiert jede Schule in bestimmten geographischen Bereichen: die Hanafiten auf dem indischen Subkontinent, in Zentralasien, der Türkei und teilweise in Ägypten, Jordanien, Syrien, im Irak und in Palästina, die Malikiten in Nordafrika, die Shafiiten in Südostasien und die Hanbaliten in Saudi-Arabien. Die schiitische Schule (Djafariten) ist im Iran vorherrrschend.

Der Ausdruck „Djihad“, der in der Regel mit „Heiliger Krieg“ übersetzt wird, bezeichnet den Kampf für das islamische Ziel der „Verbesserung der Welt“; wenn notwendig, können dafür als Defensive auch Streitkräfte eingesetzt werden. Einige muslimische Herrscher des Mittelalters setzten dabei den Djihad dafür ein, um Kriege zu rechtfertigen, die aus rein politischen Ambitionen geführt wurden.

Der klassischen islamischen Rechtsauffassung zufolge zerfällt die Welt in drei Gebiete: das „Gebiet des Islam“, in dem die Muslime die Vormacht besitzen, das „Gebiet des Vertrages“, die Mächte, mit denen Muslime Friedensverträge geschlossen haben, und das „Gebiet des Krieges“, also die übrige Welt. Im Laufe der Geschichte wurde das offensive Verständnis vom Djihad von einem eher defensiven ersetzt.

Die islamische Gemeinschaft der Anfangszeit brachte eine Stärkung der Familie sowie die gleichzeitige Schwächung alter Stammesbindungen mit sich, wobei letztere jedoch nicht völlig verschwanden. Der Koran betont den Respekt vor den Eltern. Die Ehe gilt im Koran und in der Sunna als eine empfohlene, selbstverständliche Einrichtung, in der die Ehepartner in Liebe und Verständnis einander zugetan sein sollen. Im islamischen Recht, z. B. im Scheidungsrecht, nimmt der Mann eine Vormachtstellung ein, wobei der Ehebruch der Frau mit hohen Strafen belegt wird.

Der Koran schreibt Massnahmen zur Verbesserung der Stellung der Frau vor, wobei die im vorislamischen Arabien verbreitete Kindestötung von Mädchen verboten wurde; Töchter haben Anspruch auf einen Erbteil, wenn auch nur auf die Hälfte dessen, was Söhne beanspruchen können. Der Koran legt wiederholt Nachdruck auf eine gute Behandlung der Frau und gesteht Ehefrauen im Fall einer schlechten Behandlung das Recht auf Scheidung zu. Der Koran erlaubt die Polygamie mit bis zu vier Frauen, ermahnt aber auch: „Wenn Du fürchtest, nicht allen Frauen gleichermassen gerecht zu werden, dann heirate nur eine Frau.“ Der Missbrauch der Polygamie und des Rechtes, eine Frau auch dann zu verstossen, wenn sie sich nichts hat zuschulden kommen lassen, hat dazu geführt, dass in den meisten muslimischen Ländern in neuerer Zeit ein neues Eherecht eingeführt wurde.

Zentral für Mohammeds Lehre war die Güte, Allmacht und Einheit Gottes sowie die Forderung von Grosszügigkeit und Gerechtigkeit in zwischenmenschlichen Beziehungen. Wichtige Elemente des Judentums und des Christentums wurden in die neue Religion aufgenommen, die ihre Wurzeln jedoch in den vorislamischen arabischen Traditionen hatte. Zentrale Institutionen wie die Wallfahrt und das Heiligtum der Kaaba wurden in veränderter Form aus dem vorislamischen arabischen Glauben übernommen.

© Ch. Zumbach

Während der ersten Jahrhunderte des Islam (7. bis 10. Jahrhundert) wurden seine Rechtsauffassung und seine Theologie, also die beiden grundlegenden orthodoxen Disziplinen, entwickelt, wobei die Theologie nach dem Recht den zweithöchsten Stellenwert besass. Der erste grosse theologische Disput wurde durch die Ermordung des dritten Kalifen, Uthman ibn Affan, und die darauf folgenden politischen Auseinandersetzungen ausgelöst. Dabei ging es um die Frage, ob ein Muslim auch nach einer schweren Sünde noch der muslimischen Gemeinschaft angehöre. Die fanatische Gruppe der Kharidjiten vertrat die Auffassung, dass selbst gläubige Muslime, die schwere Sünden begangen hätten, aber diese nicht angemessen bereuten, aus der islamischen Gemeinschaft ausgeschlossen werden sollten. Die Kharidjiten gingen so weit, alle politischen muslimischen Autoritäten als gottlos zu betrachten. Nach zahlreichen Rebellionen wurden sie jedoch entscheidend geschlagen. Eine gemässigtere Gruppierung der Kharidjiten, die Ibaditen, konnte sich jedoch halten und existiert heute noch in Nord- und Ostafrika, Syrien und Oman.

Die Übersetzung der griechischen philosophischen Werke ins Arabische im Verlauf des 8. und 9. Jahrhunderts führte zur Entstehung der ersten grossen theologischen Schule des Islam, der Mutaziliten. Ihr Hauptanliegen bestand darin, die absolute Einheit und Gerechtigkeit Gottes zu betonen. Daher verstanden sie Gott als reines Sein ohne Eigenschaften, da Eigenschaften bereits Vielfältigkeit implizierten. Die göttliche Gerechtigkeit habe den freien Willen der Menschen zur Voraussetzung, denn wenn der einzelne sich nicht frei zwischen Gut und Böse entscheiden könne, hätten Belohnung und Bestrafung keine Bedeutung. Da Gott vollkommen gerecht sei, könne er dem Guten seinen Lohn ebensowenig vorenthalten wie dem Bösen die Strafe. Unter dem Kalifen al-Mamun war die Theologie der Mutaziliten Staatstheologie, im 10. Jahrhundert jedoch setzte eine von dem Philosophen Al-Ashari und seinen Anhängern (Ashariten) angeführte Gegenbewegung ein, die die menschliche Willensfreiheit bestritt, da sie diese Vorstellung als nicht mit Gottes absoluter Macht und seinem unbegrenzten Willen vereinbar ansah. Bestritten wurde auch, dass die naturgegebene Vernunft des Menschen zur Erkenntnis von Gut und Böse führen könne. Dieser Meinung nach werden moralische Wahrheiten von Gott gesetzt und können nur durch Offenbarung erkannt werden. Die Ansichten der Ashariten gelangten im sunnitischen (orthodoxen) Islam allmählich zur Vorherrschaft und sind heute noch bei den meisten konservativen Muslimen verbreitet. Davon unabhängig tendieren die Sunniten eher dazu, kleinere Meinungsverschiedenheiten zu tolerieren und betonen ansonsten den Konsens der islamischen Gemeinschaft in Fragen der Glaubenslehre.

Die mystische Bewegung des Sufismus entstand im 8. Jahrhundert. Damals wandten sich kleine Kreise frommer Muslime in Reaktion auf die wachsende Weltlichkeit der islamischen Gemeinschaft dem inneren geistlichen Leben zu. Im Verlauf des 9. Jahrhunderts wurde der Sufismus zu einer mystischen Glaubenslehre, deren Ideal die Vereinigung mit Gott war. Das Ziel der mystischen Vereinigung verstiess gegen den im Islam vertretenen Monotheismus; so wurde 922 in Bagdad Al-Halladj unter der Anklage hingerichtet, er habe behauptet, eine mystische Erfahrung von Gott gehabt zu haben. In der Folge versuchten berühmte Sufis, eine Synthese zwischen gemässigtem Sufismus und der Orthodoxie zu schaffen; im 11. Jahrhundert gelang es dem Philosophen und Mystiker Al-Ghazali die Mystik mit der sunnitischen Orthodoxie zu versöhnen.

Im 12. Jahrhundert wandelte sich der Sufismus von der Beschäftigung einer gebildeten Elite zu einer Volksbewegung. Der Wert, den die Sufis dem intuitiven Wissen und der Liebe Gottes beimassen, trug mit zum Missionserfolg des Islam in Afrika und Ostasien bei. Vom Atlantik bis nach Indonesien ent-

© Ch. Zumbach

standen Sufi-Bruderschaften; einige umfassten die ganze islamische Welt, andere waren regional oder lokal begrenzt. Ihren erstaunlichen Erfolg verdanken diese Bruderschaften hauptsächlich den Fähigkeiten und der Menschlichkeit ihrer Gründer und Führer, die nicht nur für die spirituellen Bedürfnisse ihrer Anhänger sorgten, sondern auch den Armen aller Glaubensrichtungen halfen und häufig als Vermittler zwischen dem Volk und seiner Regierung fungierten.

Die Schiiten sind die einzige noch existente sektiererische Bewegung des Islam. Sie entstanden im Verlauf der Auseinandersetzung über die politische Nachfolge Mohammeds, in der die Schiiten die Auffassung vertraten, dass die Herrschaft über die islamische Gemeinschaft ein göttliches Recht der Nachkommen des Propheten über seine Tochter Fatima und deren Mann Ali ist. Die Schiiten glauben an eine Abfolge von zwölf unfehlbaren Führern, die mit dem Imam Ali einsetzt. Sie werden deshalb auch als „Zwölfer-Schia“ bezeichnet. Der zwölfte und letzte Imam verschwand 880; die Schiiten erwarten seine Rückkehr und glauben, dass mit ihr die Welt gerecht werden wird.

Aus der Schia haben sich mehrere kleine Glaubensgemeinschaften entwickelt, darunter als wichtigste die der Ismailiten. Deren theologische Ideen sind radikaler als die der Schiiten; sie sind weitgehend von der Gnosis und vom Neuplatonismus beeinflusst. Die Ismaeliten leben vorwiegend in Indien und Pakistan, während andere aus Ostafrika nach Kanada emigrierten. Die Drusen entstanden aus den Ismaeliten und bildeten sich nach dem mysteriösen Verschwinden des ismaelitischen Fatimiden-Kalifen Al-Hakim, von dem viele Drusen glauben, dass er eine Inkarnation Gottes gewesen sei.

1841 behauptete der junge Schiit Mirza ali Muhammad aus Sh?r?z im Iran, der Bab (Tür, Tor; im übertragenen Sinn: Zugang zu Gott) zu sein und übernahm eine messianische Rolle. Seine Anhänger, die Babiten, wurden von der schiitischen Geistlichkeit mit Macht verfolgt, er selbst wurde 1850 exekutiert. Unter der Führung seines Schülers Mirza Husain Ali Nuri, genannt Baha Allah, entwickelten die Bahais (wie die Gruppe nun genannt wurde) eine synkretistische pazifistische Lehre, erklärten den Bahaismus als vom Islam unabhängige Religion, die u. a. auch in den USA viele Anhänger fand.

Nach dem Mittelalter stagnierte die islamische Kultur, so dass Idjtihad (das eigenständige Denken) wieder mehr in den Vordergrund rückte und religiöse Reformbewegungen entstanden. Im Gegensatz zu den hauptsächlich auf die Glaubenslehre und Philosophie ausgerichteten Bewegungen des Mittelalters waren die Anliegen der neuzeitlichen Bewegungen überwiegend soziale und moralische Reformen. Die erste derartige Bewegung waren im 18. Jahrhundert die nach ihrem Gründer Ibn Abd al-Wahhab genannten Wahhabiten. Diese wollten den Islam erneuern, indem sie ihn von Einflüssen zu befreien versuchten, die vom ursprünglichen Monotheismus abwichen.

Andere islamische Reformer wurden von westlichen Gedanken beeinflusst. Der einflussreichste Reformer des 19. Jahrhunderts war der Ägypter Muhammad Abduh, der davon ausging, dass Vernunft und modernes westliches Denken die Wahrheit des Islam eher bestätigen als in Frage stellen würden und dass die islamische Glaubenslehre in neuzeitlichen Worten neu formuliert werden könne. Sir Muhammad Iqbal ist der wichtigste neuzeitliche Philosoph, der eine neue Interpretation der islamischen Glaubenslehre entwickelte. Intellektuelle in Ägypten, der Türkei und Indien unternahmen es, die Lehren des Korans mit den Ideen in Einklang zu bringen, die mit der konstitutionellen Demokratie, den Naturwissenschaften und der Emanzipation aufkamen. Der Koran lehrt das Prinzip der „Herrschaft durch Beratung“, das – wie sie argumentierten – in heutigen Zeiten am besten durch repräsentative Regierungsformen und nicht mehr durch die Monarchie zu verwirklichen sei. Sie wiesen darauf hin, dass der Koran

die Erforschung und Nutzbarmachung der Natur fördert und dass die Muslime einige Jahrhunderte lang in den Naturwissenschaften führend waren. Sie vertraten weiter die Auffassung, dass der Koran die Frauen rechtlich gleichgestellt habe, dass diese Rechte jedoch von den Männern an sich gerissen worden seien, indem diese die Polygamie massiv missbraucht hätten.

Zwar basieren die modernistischen Gedanken auf plausiblen Interpretationen des Korans, sie wurden jedoch, besonders nach 1930, von den Fundamentalisten erbittert bekämpft. Der islamische Fundamentalismus, der als Reaktion auf den Modernismus die Rückbesinnung auf die Fundamente des Islam fordert, lehnt nicht die moderne Bildung, Naturwissenschaft und Technik als solche ab, sondern beschuldigt die Modernisten, Moralvorstellungen sowie Lebensformen der westlichen Welt zu verbreiten. So machen sie z. B. die Emanzipation der Frau nach westlichen Muster für eine permissive Sexualmoral und den Zerfall der Familie verantwortlich. Demgegenüber fordern sie, die Rechtsvorstellungen der Scharia als Staatsgesetz durchzusetzen. Weitere Gründe für das Aufkommen des Fundamentalismus liegen in der Unfähigkeit westlich orientierter Staatspräsidenten, die Situation der zumeist armen und rasch wachsenden Bevölkerung dieser Länder zu verbessern sowie darin, dass in breiten Bevölkerungsschichten noch immer Resentiments gegenüber den früheren Kolonialmächten bestehen, die ihren Ausdruck in der Abneigung alles Westlichen finden.

Auch in der Neuzeit hatte der Islam Missionserfolge zu verzeichnen, so z. B. in Schwarzafrika sowie unter den Schwarzen in den USA (Black Muslims)

© Ch. Zumbach

Vedische Religion

1500-500 v. Chr.

Vorläufer des Hinduismus und des Buddhismus. Um die Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. erfolgte eine Reihe von Invasionen indoeuropäischer Stämme in das dravidische Indien. Die Herkunft dieser Stämme ist weitgehend unbekannt, sie werden gewöhnlich als indoarische Stämme bezeichnet. Erste Spuren der Arier (Sanskrit arya: „Edle") finden sich im kleinasiatischen Raum (Heutige Türkei). Sie gelangten über die Bergpässe entlang der Nordwestgrenze des Reiches auf den Subkontinent und besetzten mit der Zeit den Großteil der Gebiete nördlich des Vindhya-Gebirges und westlich des Flusses Yamuna. Viele Draviden flüchteten in den Norden und in das Zentrum der indischen Halbinsel, wo die Dravidensprachen immer noch weitverbreitet sind. Nach Meinung vieler Wissenschaftler wurden die verbliebenen Dravidenstämme und ein Großteil ihrer Kultur(siehe Semitische Religion) schließlich von den Indoariern absorbiert. Der Begriff Draviden ist die Bezeichnung für eine Gruppe sprachverwandter Völker in Indien, die traditionell den unteren Kasten des Gesellschaftssystems angehören. Mitglieder sind z. B. die Tamilen und isoliert lebende Hochlandvölker wie die Ghats und die Toda.

Unter Vedischer Religion versteht man die Religion der vedisch sprechenden Indogermanen. Um 2500 v. Chr. liessen sich die vom Westen her eingewanderten Indogermanen im Nordindien nieder und brachten das indoeuropäische Pantheon der Götter mit sich sowie eine einfache Kriegerethik, die kraftvoll und weltlich betont, jedoch gleichzeitig tief religiös war. Zwischen 1300 bis 1000 vor Christus schrieben sie die drei (später vier) Veden (Sanskrit: Wissen) nieder. Vor der Niederschrift der Texte wurde der Inhalt der Veden mündlich von Weisen überliefert.

Der Inhalt dieser Schriften unterscheidet sich markant mit der heutigen Form des Hinduismus. Für jemanden, der bei der Vedischen Religionen an die herrlichen indischen Tempel denkt, ist zunächst überrascht, dass die vedische Religion keine Tempel und keine Götterbilder kennt. Die Bildlosigkeit der Vedischen Religion ist der Grundsatz der ewigen Religion und weist auf die Wichtigkeit des gesprochenen Wortes "Wissen", d.h. der Veden. Die Götter in diesen Schriften sind keine menschlichen Gestalten, dafür sind sie funktional beschränkt, so gibt es z.B. den Gott Indra (Gott der Götter[Hochgott], des Himmels, des Sturmes, des Regens und des Krieges), den Gott Agni (Feuer), der für den Transport der Opferspeise vom Opferplatz zum Hochgott zuständig ist, den Gott Mitra (Vertrag), der für die Einhaltung von Verträgen zuständig ist, den Gott Varuna (Wahrheitswort), der für Wahrheit und den Eid zuständig ist, den Gott Soma (Presstrank), den berauschenden Opfertrank usw.

Gegenüber späteren Hindureligionen ist nicht nur die Tempellosigkeit und Bilderlosigkeit ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal der Vedischen Religion, sondern auch, dass die Vedische Religion keine Erlösungsreligion ist und dass die Vedische Religion keine Wiedergeburt kennt. Dem im Sinne Des Dharma Lebenden, der alle Regeln bezüglich Familie, Beruf, Gesellschaft etc. erfüllte, stand nach seinem Tode das Land der Väter offen. Zweck der Vedischen Religion ist nicht die Erlösung, sondern die Bewältigung und Gestaltung des Alltags. Dazu bedarf man des Wohlwollens der Götter. Wie schon kurz angedeutet, sind die Götter auch für die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung zuständig, indem sie Übeltäter im irdischen Leben bestrafen. Die soziale Stellung der Frau ist höher als die des Mannes, und die Ehe gilt als heilig. Ein weiteres wichtiges, in brahmanischen Kreisen bis heute wirksames Element der vedischen Religion ist der Ahnenkult.

© Ch. Zumbach

Der wichtigste Umgang der Menschen mit den Göttern geschieht im Opfer. In der frühesten Zeit des Hinduismus, der vedischen Periode, opferten die Hindupriester den Göttern und Ahnen zu bestimmten, festgelegten Zeiten Tiere und Pflanzen. Der Opfernde versteht sich beim vedischen Opfer als gleichberechtigter Partner der Götter und handelt nach dem Prinzip: Ich gebe dir, damit du mir gibst, was ich brauche. In der späteren Zeit, ca. im 6 Jahrhundert v. Chr. verselbstständigte sich das vedische Opfer von diesem Gedanken der Gabe. Wichtig für den Bestand der Welt war nicht mehr, ob die Götter existieren, sondern dass die Opferrituale fehlerfrei ausgeführt wurden. In dieser Zeit der vedischen Periode, opferten die nachfolgenden Hindupriester zudem Menschen, neben Tieren und Pflanzen. Viele Elemente des Hinduismus, die in der vedischen Kultur nicht bekannt waren (wie z. B. die Verehrung des Phallus und der Göttinnen, das Baden in Tempelbecken und die Yogastellungen), wurden daher wahrscheinlich aus der Induskultur übernommen.

Die Vedische Religion leitete den langsamen übergang zum Hinduismus. Etwa im 6. Jahrhundert v. Chr. begann sich der Buddhismus in Indien auszubreiten, was zu einem fruchtbaren, mehr als 1 000 Jahre anhaltenden Austausch mit dem Hinduismus führte.

Der Veda

1300-1000 v. Chr.

(Sanskrit veda: Wissen, vedi Opfer), auch Weda, Plural: Veden bzw. Weden oder Vedas bzw. Wedas, die älteste religiöse Literatur des indischen Kontinentes. Die Veden begründeten die vedische Religion und gehören zugleich zu den heiligen Schriften des Hinduismus.

Der Veda besteht aus vier Hymnensammlungen, getrennten poetischen Abschnitten und zeremoniellen Formeln. Die ältesten Sammlungen heißen Rigveda, Samaveda, Yajurveda und Atharvaveda. Manchmal werden sie auch als die Samhitas (Lied- und Spruchsammlungen) bezeichnet.

Die vier Veden wurden in Vedisch geschrieben, einer frühen Form des Sanskrit. Die Entstehung der ältesten Teile wird auf die Zeit zwischen 1300 bis 1000 v. Chr. datiert. In ihrer heutigen Form reicht die Geschichte der Veden nur bis etwa ins 3. Jahrhundert v. Chr. zurück. Vor der Niederschrift der heute verwendeten Texte wurde der Stoff der Veden mündlich von Weisen, den so genannten Rischis, überliefert. Dabei blieben viele der Erzählungen, die wahrscheinlich ursprünglich aus der indogermanischen oder der dravidischen Kultur Indiens stammten, erhalten und sind noch in den Texten zu erkennen (siehe indische Literaturen).

Bei den ersten drei Samhitas handelt es sich um rituelle Anleitungen, die in der vedischen Zeit von jenen drei Priesterklassen verwendet wurden, die für die Durchführung der Opferzeremonien verantwortlich waren. Es sind dies der Rigveda, der Samaveda und der Yajurveda. Der Rigveda enthält über 1 000 Hymnen (Sanskrit Rig: Hymne), die in verschiedenen Versmaßen geschrieben und in zehn Büchern zusammengefasst sind. Es wurde von den so genannten Hotri, oder Rezitanten, benutzt, die durch das laute Lesen der Hymnen die Götter anriefen. Der Samaveda enthält Versteile, die überwiegend dem Rigveda entnommen worden sind. Es wurde von den so genannten Udgatri, den Sängern, verwendet, die seine Hymnen bzw. Melodien (Sanskrit Sama: Melodie) sangen. Der Yajurveda besteht aus zwei revidierten Teilen, die teilweise in Prosa und teilweise in Versen abgefasst sind. Beide enthalten Opferformeln (Sanskrit Dschaja: Opfer), die jedoch unterschiedlich angeordnet sind. Es wurde von den so ge-

© Ch. Zumbach

nannten Adhvaryu verwendet, Priestern, die die geeigneten Formeln aus dem Yajurveda rezitierten, während sie die Opferhandlungen vollzogen.

Der vierte Veda, der Atharvaveda erhielt seinen Namen, da er der Überlieferung zufolge teilweise einem Rischi namens Atharvan zugeschrieben wird. Er besteht fast ausschließlich aus einer großen Vielfalt von Hymnen, Zaubergesängen und Zaubersprüchen. Der Atharvaveda war insbesondere für den häuslichen Gebrauch bestimmt und ursprünglich von den Priestern nicht akzeptiert, vor allem, weil sein Inhalt von den anderen Texten abwich. Erst, nachdem die Brahmanen, Angehörige der vierten und höchsten hinduistischen Priesterkaste, das Buch bei den Opferzeremonien als rituelle Anleitung benutzten, wurde er offiziell anerkannt.

Die Veden, werden als quasi gottgegebene Apaurusheya verehrt (Sanskrit apaurusheya: nicht von menschlicher Abstammung).

Zum Textbestand der Veden gehören zusätzlich die so genannten Brahmanas und die Mantras. Erstere sind in Prosa verfasste Kommentare, die jedem einzelnen der vier Veden zugeordnet sind. Sie befassen sich mit den Details und der Interpretation der Opferliturgie. Bei den Mantras handelt es sich um die poetischen Verse der vier Veden, wobei der Begriff mantra speziell für diese Teile der vier Verssammlungen verwendet wird. Wenige Gelehrte halten die Mantras für den ältesten Teil der Veden.

Die Upanishaden

400 v. Chr. - 400 n. Chr.

Als Ergänzungen zu den ursprünglichen Veden(1300-1000 v. Chr.) entstanden später esoterische Schriften, die so genannten Aranyakas oder Waldabhandlungen, wobei erster Begriff von dem Sanskrit-Wort für Wald (aranya) abgeleitet ist. Die Aranyakas wurden von brahmanischen Eremiten geschrieben und erläutert, die davon ausgingen, dass der endgültige Sinn der Schriften nur in völliger Abgeschiedenheit erfasst werden könne. Teile der Aranyakas werden als Upanishaden bezeichnet. Diese metaphysisch-spekulativen Meditationen stehen in einem engen Zusammenhang zu den Brahmanas. Sie betonen die Macht des geheimen Wissens und stellen die ersten hinduistischen Versuche dar, philosophische und theologische Gedanken systematisch zu erfassen und zu ordnen. Die Vedanta und die meisten anderen indischen philosophischen Systeme entwickelten sich aus den Upanishaden.

Upanishaden, Sanskrit upanisad: das Sich-in-der-Nähe-Niedersetzen (zu Füßen eines Lehrers); esoterische und mystische Schriften des Brahmanismus, die zu den Veden gehören. Diese wiederum sind Grundlage für eines der sechs orthodoxen Systeme der hinduistischen Philosophie, des Vedanta. Es existieren etwa 150 Upanishaden (von denen 108 offiziell anerkannt werden), die in Prosa als auch in Versform geschrieben wurden. Vermutlich entstanden die Upanishaden in ihrer heutigen Form zwischen 400 v. Chr. und 400 n.Chr. Von wenigen Texten nimmt man allerdings an, dass sie bereits im 6. Jahrhundert v. Chr. geschrieben wurden.

Die Upanishaden beschäftigen sich mit dem Wesen des Brahmans, der universellen Seele, die mit Atman gleichgesetzt wird, der innersten Seele jedes Individuums. Andere Themen sind das Wesen und der Sinn des Daseins, verschiedene Arten der Meditation und der Gottesverehrung sowie Eschatologie, Er-

lösung und die Lehre von der Seelenwanderung.

Die so genannten Sutras sind die jüngsten Schriften der vedischen Kultur. Der Begriff stammt ebenfalls aus dem Sanskrit und bedeutet wörtlich „Fäden“, womit hier eine „Kette“ von Regeln, Unterweisungen und Anleitungen gemeint ist. Als Aphorismensammlungen, in denen die vedischen Opferriten und häuslichen Zeremonien (wie Heirats- und Bestattungsrituale) sowie das religiöse und weltliche Gesetz dargelegt werden, sind die Sutras vor allem aufgrund ihres Einflusses auf die Entwicklung des hinduistischen Gesetzes von Bedeutung. Hinsichtlich der ihnen zuerkannten Autorität stehen sie unter den Veden, Brahmanas und Upanishaden.

Aus den Upanishaden entstand die Vedanta (Sanskrit veda: Wissen; anta: Ende), eine der sechs orthodoxen Denkschulen des Hinduismus, die sich hauptsächlich mit dem Wissen von Brahman, der Allseele, dem die ganze Welt umfassenden höchsten reinen Sein, befasst. Vedanta basiert auf den spekulativen Teilen der späten vedischen Literatur, vor allem auf den Abhandlungen der Arayankas und Upanishaden.

Voneinander abweichende indische Traditionen schreiben die ersten echten Vedanta-Handbücher, die Vedanta-Sutren (auch Brahma-Sutren genannt) zwei legendären Persönlichkeiten zu: dem Denker Badarayana (4. Jahrhundert v. Chr.) und einem Weisen namens Vyasa.

Wer auch immer den Vedanta als erster formulierte, hielt seine Lehren in derart komprimierten Aphorismen fest, dass sie ohne die Hilfe einer Auslegung kaum verständlich sind. Unterschiedliche Auslegungen brachten zahlreiche Schulen der indischen Philosophie hervor, von denen die Advaita- oder Nicht-Zweiheit-Schule des Hindu-Denkers und Theologen Shankara die wichtigste ist.

Spätere Abänderungen dieses Denkansatzes gehen auf die Philosophen Ramanuja und Madhva zurück. In der Gegenwart fand Vedanta außerhalb Indiens durch das Werk von Vivekananda Beachtung, dem indischen Interpreten des Hindu-Mystikers Ramakrishna.

© Ch. Zumbach

Der Hinduismus

ab 500 v. Chr.

Aus der vedischen Religion entstandene eigene Richtung, der mit circa 80 Prozent die Mehrheit der indischen Bevölkerung angehört und die darüber hinaus in vielen Teilen der Welt verbreitet ist, u. a. in Nepal, Bangladesh, Indonesien, Sri Lanka, Pakistan, Malaysia, Südafrika, Mauritius, den USA und England. Das persische Wort Hindu wurde von Sanskrit saindhava; indisch sindhu („Fluss“ oder genauer der Indus) abgeleitet und bezeichnete im 5. Jahrhundert v. Chr. die Bewohner jenes Landes nach seinem Fluss, dem Indus. Die Hindus bezeichnen sich selbst als „jene, die an die Veden glauben“ (siehe Veda) oder als „jene, die den Weg (Dharma) der vier Klassen (Warnas) und Lebensstadien (Ashramas) befolgen“.

Die Veränderung, die sich seit der Vedischen Zeit(1300-1000 v.Chr.) vollzog, tritt am augenfälligsten in der Zunahme der Götterwelt in Erscheinung. Zwar werden vedische Götter, wie Agni, Mitra, Varuna, Soma noch verehrt, aber sie sind durch persönliche Gestalten immer mehr in den Hintergrund gerückt worden. Das ursprüngliche Pantheon (Oberster Ort, Gericht) wurde durch neue persönliche Götter bestückt.

Die beiden für die Folgezeit zentralen Neuerungen sind die Einsamkeits- oder Alleinheitslehre verbunden mit dem Erlösungsgedanken und die Lehre von der Wiedergeburt in einer neuen Gestalt, die aus den im früheren Leben vollbrachten Taten resultiert.

Der Hinduismus ist eine der bedeutendsten Weltreligionen, nicht nur was die Zahl seiner Anhänger betrifft (ca. 700 Millionen), sondern auch aufgrund des großen Einflusses, den er seit etwa 300 v. Chr., während seiner langen Entwicklungsgeschichte, auf die vielen anderen Religionen ausübte. Der Hinduismus, der in hohem Maße dazu neigt, fremde Elemente aufzunehmen, wurde seinerseits von diesen unterschiedlichen Religionen beeinflusst, was zum größten Teil zu seinem ausgeprägten Synkretismus, d. h. zu der Vielzahl von Glaubensformen und Praktiken, führte. Neben der hinduistischen Lehre führten insbesondere die geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen in Indien dazu, dass sich der Hinduismus zu einem sozialen und religiösen System entwickelte, das alle Aspekte des menschlichen Lebens bestimmt.

Da die Schriften des Hinduismus mehr von den Taten der Menschen als von ihrem Denken handeln, findet man, obwohl es nur wenige Praktiken und Glaubensformen gibt, die von allen ausgeübt werden, eine weitaus größere Übereinstimmung im Verhalten der Hindus als in ihrem Glauben. Neben der Rezitation der Gayatri-Hymne bei Morgengrauen gibt es keine festgelegten oder vorgeschriebenen Gebete. Die meisten Hindus verehren Shiva, Vishnu oder die weibliche Gottheit Devi. Darüber hinaus werden von Dörfern und einzelnen Familien Hunderte von kleineren lokalen Gottheiten angebetet. Es gibt einige wenige Praktiken, die bei fast allen Hindus üblich sind: die Hochachtung gegenüber ihren Priestern, den Brahmasamadsch, und die Verehrung der Kuh, das Verbot Fleisch, insbesondere Rindfleisch, zu verzehren sowie die Eheschließung innerhalb der Kaste (Jati), wobei die Hoffnung auf männliche Nachkommen vorherrscht. Neben der Hierarchie des Gesellschaftssystems, die untrennbar mit der Religion verbunden ist und jeder Person ihren Platz im einheitlichen Gefüge zuweist, gibt es im Hinduismus weder ein Lehrgebäude noch die Hierarchie einer religiösen Institution.

© Ch. Zumbach

Die höchste kanonische Autorität aller Hindus ist die Vedanta (Abschluss der Veden). Um 600 v. Chr. begann die Entstehung der Upanishaden, jener mystisch-philosophischen Meditationen über den Sinn des Lebens und das Wesen des Universums.

In den Erzählungen ist gleichzeitig eine komplexe Kosmologie enthalten. Die Hindus betrachten das Universum als große, geschlossene Sphäre, als kosmisches Ei, das zahlreiche konzentrische Himmel, Höllen, Meere und Erdteile enthält und in deren Mittelpunkt sich Indien befindet. Vom goldenen Zeitalter bzw. Krita-Yuga ausgehend, gelangt man über zwei Zwischenperioden, geprägt vom fortschreitenden Verfall der Güte, zur Gegenwart bzw. dem Kali-Yuga. Am Ende jedes Kali-Yugas wird die Welt durch Feuer und Flut vernichtet, und ein neues goldenes Zeitalter bricht an. Das menschliche Leiden ist gleichfalls einem Zyklus unterworfen: Nach dem Tod verlässt die Seele den Körper und wird im Körper eines anderen Menschen, eines Tieres, einer Pflanze oder eines Minerals wieder geboren. Diese endlose Kette von Leben und Wiedergeburten wird Samsara genannt (Seelenwanderung). Das Schicksal des Menschen in dem neuen Leben wird dabei von seinen in den vorhergehenden Leben angesammelten guten oder bösen Taten, dem Karma, bestimmt. Die Hindus glauben daran, dass das Karma durch Buße und Rituale aufgearbeitet werden kann und dass der Verzicht auf weltliches Begehren zur Erlösung (Moksha) aus dem ewigen Kreislauf der Geburten, dem Samsara, führt.

Die Hindus können dementsprechend in zwei Gruppen unterteilt werden: diejenigen, die nach der heiligen und weltlichen Belohnung (Gesundheit, Wohlstand, Nachkommen sowie einer vorteilhaften Wiedergeburt) in der Welt suchen und in jene, die nach Erlösung von der Welt suchen. Die Grundsätze des ersten Weges, die auf die Veden zurückgehen, werden heute vom Tempelhinduismus, von der Religion der Brahmanen und vom Kastensystem vertreten. Der zweite Weg, der in den Upanishaden vorgeschrieben wird, ist nicht nur Hauptziel der Entsagungskulte (Sannyasa), sondern auch das Ideal der meisten Hindus.

Die weltliche Richtung des Hinduismus wurde ursprünglich von drei Veden geprägt, von drei Gesellschaftsklassen (Varnas), drei Lebensabschnitten (Ashramas) und den drei Zielen der Männer (Purusharthas), wobei die Ziele oder Bedürfnisse der Frauen in den alten Texten selten erwähnt werden. Den ersten drei Veden wurde eine vierte, die Atharvaveda, hinzugefügt. Die ersten drei Klassen (Brahmanen oder Priester, Kshatriyas oder Krieger und die Vaishyas oder gemeines Volk) wurden von der Dreiteilung der antiken römischen und griechischen Gesellschaft abgeleitet. Den drei Gesellschaftsklassen wurde die der Shudras oder Knechte hinzugefügt, nachdem sich die Indogermanen im Pandschab niederließen, von wo aus sie das Tal des Ganges besiedelten. Die drei ursprünglichen Ashramas umfassten das keusche Leben der Brahmanenschüler (Brahmatscharya), das Leben als Hausvater (Grihastha) und das Leben als Waldeinsiedler (Vanaprastha). Außerdem hatten sie angeblich drei Schulden zu begleichen: das Studium der Veden, das sie den Weisen schuldeten, einen Sohn, den sie den Ahnen schuldeten, sowie die Opfer, die sie den Göttern schuldeten. Die drei Ziele waren Artha (materieller Erfolg), Dharma (rechtes Handeln, gemäß der sittlichen Gebote sowie den Pflichten der Kaste) und Kama (sinnliche Freuden). Kurz nach Entstehung der ersten Upanishaden und zur Zeit des Aufkommens des Buddhismus im 6. Jahrhundert v. Chr. wurde ein viertes Ashrama und das entsprechende vierte Ziel hinzugefügt: der Entsager (Sannyasi), dessen Ziel die Erlösung (Moksha) von allen anderen Lebensabschnitten, Zielen und Schulden ist.
Für jede dieser beiden Lebensarten eines Hindus wurden eigene sich gegenseitig beeinflussende metaphysische und gesellschaftliche Systeme entwickelt. Das Kastensystem und die ihm zugrunde liegende Philosophie des Svadharma oder des „eigenen Dharma“ entwickelte sich innerhalb des weltlichen Hin-

duismus. Das Svadharma besagt, dass der Mensch geboren wird, um eine bestimmte Tätigkeit auszuüben, eine bestimmte Person zu heiraten, bestimmte Nahrung aufzunehmen und Kinder zu zeugen oder zu gebären, die dann ihrerseits in gleichem Sinn leben. Auch besagt es, dass es besser sei, sein eigenes Dharma zu erfüllen als das von anderen, auch wenn das eigene Dharma minderwertig und verwerflich sei wie jenes der Paria. Die Paria werden auch „Unberührbare“ genannt, da schon ihre bloße Anwesenheit den Hindu, der einer anderen Kaste angehört, beflecken könnte. Das oberste Ziel der weltlichen männlichen Hindu ist, einen Sohn zu zeugen und großzuziehen, der dann den Ahnen Opfer darbringen wird (die Shraddha-Zeremonie). Der zweite Weg des Hinduismus, der der Entsagung, stützt sich auf die Philosophie der Upanishaden von der Einheit der individuellen Seele, dem Atman, mit Brahman, der universellen Weltseele oder Gott. Das Erkennen dieser Einheit gilt als ausreichend, um den Hindu von einer Wiedergeburt zu erlösen. Dieser Anschauung zufolge könne nichts die Erlösung mehr beeinträchtigen als die Geburt eines Kindes. Der weltliche Hinduismus hat viele Ziele und Ideale von dem Hinduismus der Entsagung übernommen, insbesondere die Idee vom ewigen Dharma, dem Sanatana Dharma. Dieses ewige Dharma ist ein absolutes und allgemeines ethisches Gesetz, das angeblich alle sekundären, bedingten und besonderen Dharmas umfasst und gleichzeitig transzendiert. Der wichtigste Grundsatz des Sanatana Dharma ist für alle Hindus das Ahimsa, das Gebot, keine Lebewesen zu töten, aus dem der Vegetarismus folgt. Dieser Grundsatz verhindert jedoch nicht die Gewaltanwendung gegen Mensch und Tier bzw. das Blutopfer in den Tempeln.

Neben dem Sanatana Dharma wurden noch zahlreiche weitere Versuche unternommen, die beiden Richtungen des Hinduismus miteinander auszusöhnen. Das religiös-philosophische Lehrgedicht Bhagavadgita beschreibt drei Pfade zur religiösen Vervollkommnung. Dem Pfad der Taten oder des Karma, das sich hier auf Opfer und religiöse Handlungen bezieht, und dem Pfad der Erkenntnis oder Jnana, der Meditation, wurde ein vermittelnder dritter Pfad hinzugefügt, und zwar jener der leidenschaftlichen Hingabe an Gott oder Bhakti. Es ist ein religiöses Ideal, das die anderen beiden Ideale verbindet und gleichzeitig über ihnen steht. In allgemeiner Form kann Bhakti sowohl in den Epen wie auch in einigen der Upanishaden gefunden werden. Seinen vollkommensten Ausdruck findet es jedoch in der Bhagavadgita. Bedeutende Impulse erhält Bhakti aber auch von den einheimischen Gedichten und Liedern an die lokalen Gottheiten, insbesondere jener der Alvaren, Nayanaren und Viraschaivas aus Südindien sowie die Anbeter Krishnas in Bengalen.

Auf diese Weise war es den Hindus möglich, ihren vedantischen Monismus (siehe Vedanta) mit der vedischen Vielgötterei in Einklang zu bringen. Alle individuellen Hindugötter (Saguna genannt, d. h. „mit Eigenschaften“) werden dem Gott (Nirguna bzw. „ohne Eigenschaften“), aus dem diese hervorgegangen sind, untergeordnet. Folglich verehren die meisten Hindus mit Hingabe die Götter (durch Bhakti), die sie in Ritualen (durch Karma) anbeten und die sie aufgrund von Meditation (durch Jnana) als höchste Wirklichkeit erkennen. Die Widerspiegelung dieser höchsten Wirklichkeit ist wiederum die materielle Welt der Erscheinungen, die als bloße Täuschung (Maya) oder als Spiel Gottes (Lila) angesehen wird.

Obzwar alle Hindus die Existenz und Bedeutung einer ganzen Reihe von Göttern und Halbgöttern anerkennen, verehren die meisten individuellen Anbeter einen einzigen Gott bzw. Göttin, von denen Shiva, Vishnu und die Göttin Devi die verbreitetsten sind.

Bei Shiva handelt es sich scheinbar um die Verkörperung zweier gegensätzlicher Naturen, und zwar ist er sowohl Gott der Askese wie auch Gottdes Phallus. Er ist die Gottheit der Entsager, insbesondere der vielen Shaiva-Sekten, die ihn verehren. In der Tradition des Mythos, soll Shiva seinen Bruder Brahma

geköpft haben, da dieser mit seinen Geschwistern schlief. Als Strafe musste er Brahmas Totenschädel tragen, bis er in der Stadt Benares (heute Varanasi) die Erlösung fand. Weitere Sekten der Shaiva sind die Pashupatas, Verehrer des Shiva Pashupati oder des „Herrn der Tiere“ und die Aghoris, „die nichts entsetzen kann“, Yogis, die Kot oder Fleisch essen, um ihre Gleichgültigkeit gegenüber Freud und Leid zu beweisen. Shiva ist auch der Gott, dessen Phallus (Lingam) das zentrale Heiligtum aller Shivatempel und persönliches Heiligtum im Haushalt jedes Shaiva ist. Einer Legende zufolge ließ sich Shiva beim Liebesspiel mit Parvati nicht einmal durch den Besuch des Weisen Bhrigu stören und wird daher durch den Phallus verehrt. Weiter wird von ihm gesagt, dass er in verschiedenen Gestalten als Mensch, Tier und Pflanze auf der Erde erschien und viele lokale Heiligtümer errichtete.

Vishnu wird als allgegenwärtiger Gott verehrt. Seinem Nabel entsprang eine Lotosblüte, aus der der Schöpfer (Brahma) geboren wurde. Vishnu schuf das Universum, indem er den Himmel von der Erde trennte, und bewahrte es später zahlreiche Male vor dem Untergang. Er wird auch in Gestalt der Avatara oder „Herabkunft“ (Avatara) verehrt, d. h. in seinen verschiedenen Inkarnationen, u. a. als Fisch, Schildkröte und Eber. Andere Inkarnationen sind der Zwerg (Vamana, der sich in einen Riesen verwandelte, um den Dämon Bali aus dem Universum zu verjagen), der Mann-Löwe (Marasimha, der dem Dämon Hirayjakasipu den Bauch aufschlitzte) sowie Buddha (der den frommen Dämonen die falsche Lehre überbringen sollte), Rama mit der Axt (Parashurama, der seine unkeusche Mutter köpfte und die gesamte Klasse der Kshatriyas vernichtete, um seinen Vater zu rächen) und Kalki (der Reiter mit dem weißen Pferd, der am Ende der Kali-Zeitalters kommen wird, um das Universum zu zerstören). Die weitaus bekanntesten Inkarnationen sind Rama (Held der Ramayana) und Krishna (Held der Mahabharata und der Bhagavata-Purana). Beide gelten als Inkarnationen von Vishnu, obwohl sie ursprünglich Helden des Menschengeschlechts waren.

Zu den Hauptgottheiten gehören neben diesen beiden männlichen Göttern auch einige Göttinnen. Sie werden zum Teil auch als unterschiedliche Naturen der Göttin Devi angesehen. Einigen Mythen zufolge ist Devi die Urbewegerin, die den männlichen Göttern Anweisungen zur Schöpfung oder Vernichtung erteilt. Als Durga, „die schwer Zugängliche“, tötet sie in einem Kampf den Büffeldämon Mahisha. Als Kali, die Schwarze, tanzt sie auf den Leichnamen derer, die sie zuvor abgeschlachtet und verzehrt hat, und ist geschmückt mit den Schädeln und abgeschnittenen Händen ihrer Opfer. Die Göttin wird auch von den Shaktas, den Anhängern von Shakti, der weiblichen Urkraft, verehrt. Diese Sekte entstand zeitgleich mit dem Tantrismus. In vielen tantrischen Kulten wird die Göttin zu Krishnas Partnerin Radha.

Friedvollere Verkörperungen der Göttin sind die Gattinnen der großen Götter. Lakshmi ist die sanfte und fügsame Gattin Vishnus und Fruchtbarkeitsgöttin, während Parvati die Gattin Shivas und die Tochter des Berges Himalaya ist. Ganga, die Göttin des großen Flusses (des Ganges), die auch alleine verehrt wird, soll eine von Shivas Frauen sein sowie Göttin der Musik und Literatur. Sarasvati, die mit dem Fluss Sarasvati in Verbindung gebracht wird, ist die Gattin von Brahma. Viele der lokalen Göttinnen Indiens, wie Manasha, die Göttin der Schlangen in Bengalen, und Minakshi in Madurai, sind mit Hindugöttern verheiratet, während andere, wie Shitala, Göttin der Windpocken, ohne andere Götter verehrt werden. Diese unverheirateten Göttinnen werden wegen ihrer ungebändigten Kräfte und ihrer zornigen und unberechenbaren Ausbrüche gefürchtet.

Viele der kleineren Gottheiten wurden dem zentralen Pantheon angegliedert, indem sie mit den großen Gottheiten bzw. mit deren Kindern und Freunden identifiziert wurden. Hanuman, der Affengott, er-

© Ch. Zumbach

scheint im Ramayana als mutiger Gehilfe Ramas, der mit anderen Affen eine Brücke zur Insel Lanka (heute Sri Lanka) bildete. Skanda, der Kriegsgott, ist der Sohn von Shiva und Parvati, und ebenso Ganescha, der Gott mit dem Elefantenkopf, Gott der Schreiber und Händler, der Hindernisse beseitigt und vor wichtigen Unternehmungen angerufen wird.

Die wichtigsten Riten des Hinduismus sind jene des Übergangs (Samskaras). Sie beginnen mit der Geburt und dem Ereignis, bei dem das Kind zum ersten Mal feste Nahrung (Reis) zu sich nimmt. Spätere Riten umfassen das erste Haareschneiden (bei Jungen) sowie die Reinigung nach der ersten Menstruation (bei Mädchen). Es folgen Heirat und die Segnung der Schwangerschaft sowie eine gelungene Entbindung und das Überleben des Kindes während der ersten sechs Tage (Shashti, Göttin der Sechs). Schließlich gibt es Bestattungszeremonien (Leichenverbrennungen, bei der von einem großen Teil der Hindus die Asche in den Ganges gestreut wird, der als heiliger Fluss gilt) wie auch die jährlichen Opferrituale für die gestorbenen Ahnen. Die berühmteste Opfergabe ist der Pinda, eine Reiskugel mit Sesamkernen, die von dem ältesten Sohn überreicht wird, auf dass der Geist des Vaters aus dem Limbus, der Vorhölle, zur Wiedergeburt übergehen kann.

Bei den täglichen Ritualen legt der Hindu (gewöhnlich die Ehefrau, da ihr eher die Kräfte zugestanden werden, sich mit den Göttern in Verbindung zu setzen) Früchte- oder Blumenopfer (Puja) an einem kleinen Hausschrein nieder. Sie opfert auch den lokalen Schlangen, Bäumen oder den dunklen Geistern (sowohl den gütigen wie auch den bösartigen), die sich im eigenen Garten, an Wegkreuzungen oder magischen Orten des Dorfes aufhalten. Viele Dörfer und alle größeren Städte besitzen Tempel, in denen die Priester während des ganzen Tages Zeremonien abhalten. Diese umfassen Sonnenaufgangsgebete, das Läuten von Glocken, um den Gott im Allerheiligsten (der Garbhagrih oder dem „Haus des Mutterleibes“) zu erwecken, sowie Baden, Ankleiden und Luftzufächeln und schließlich die Nahrungsdarbietung an Gott. Die Reste der Nahrung (Prasada) werden dann an die Gläubigen verteilt. Der Tempel ist auch Kulturzentrum, wo Lieder gesungen, heilige Texte in Sanskrit oder den Landessprachen rezitiert und Sonnenuntergangsrituale durchgeführt werden. Fromme Laien dürfen an den meisten dieser Zeremonien teilnehmen. In den meisten Tempeln, insbesondere in jenen, die den Göttinnen geweiht sind (wie der Kalighattempel der Göttin Kali in Kalkutta), werden zu besonderen Gelegenheiten Ziegen geopfert. Das Opfer wird häufig von besonderen Priestern der niederen Kasten, außerhalb der Grenzen des eigentlichen Tempels, dargebracht. Es gibt Tausende von einfachen örtlichen Tempeln, die meist nicht mehr sind als ein kleines steinernes Gehäuse, das eine formlose, in Stoff gehüllte Steinplastik enthält. In Indien gibt es aber auch viele groß angelegte Tempel oder auch ganze Tempelstädte, die zum Teil aus Höhlen entstanden sind (wie z. B. Elephanta und Ellora), aus großen Monolithen gehauen wurden (wie jene von Mahabalipuram) oder aus eigens hierfür eingeführten, kunstvoll gemeißelten Steinplatten (wie die Tempel von Khajuraho, Bhubaneswar, Madurai und Kanjeevaram) bestehen. An besonderen Tagen, gewöhnlich einmal im Jahr, wird das Standbild des Gottes aus seinem Schrein geholt und in einem mit prachtvollen Schnitzereien versehenen Holzwagen (Ratha) in einer Prozession um die Tempelanlage gefahren.
Viele heilige Orte oder Heiligtümer (Tirthas, wörtlich „Furt“), wie Rishikesch im Himalaya oder Varanasi am Ganges, sind Ziel von Pilgern aus ganz Indien. Andere wiederum sind hauptsächlich örtliche Heiligtümer. Bestimmte Heiligtümer werden am häufigsten während der besonderen jährlichen Festtage besucht. Prajaga z. B., dort wo der Ganges und der Jamuna bei Allahabad zusammenfließen, galt schon sehr früh als ein heiliger Ort. Jeden Januar jedoch, während des Kumbha-Mela-Festes, kommen die Pilger in Strömen, und bei einer besonderen Zeremonie, die einmal in zwölf Jahren stattfindet, wächst die Zahl der Pilger auf über eine Million. In Bengalen wird die Heimkehr der Göttin Durga zu ihrer Familie

und zu ihrem Ehemann Shiva in jedem Jahr am Durgapuya-Fest gefeiert. An diesem Tag wird das Bildnis der Göttin aus Pappmaché zehn Tage lang verehrt und danach in einer Mitternachtszeremonie bei Trommelklängen und Kerzenlicht im Ganges versenkt. Einige Feste werden in ganz Indien gefeiert, so z. B. das Fest des Lichtes zu Winterbeginn und Holi, der Frühlingskarneval, an dem Mitglieder aller Kasten teilnehmen, ihre Haare lösen und sich gegenseitig mit Kaskaden von rotem Pulver und Flüssigkeit bespritzen, als Symbol des Blutes, das wahrscheinlich in vergangenen Jahrhunderten üblich war.

Zwischen 200 v. Chr. und 500 n. Chr. wurde Indien von vielen nördlichen Mächten überfallen, von denen die Sakas (Skythen) und Kushanas den nachhaltigsten Einfluss ausübten. Es war eine Zeit der Unbeständigkeit, des Wachstums und des Synkretismus sowie der Herausbildung des Hinduismus, die Zeit, in der die Epen, die Dharmashastras und Dharmasutras, ihre endgültige Form annahmen. Während der Guptadynastie, 320 bis etwa 480, als der größte Teil des nördlichen Indiens unter einer Macht vereint war, fand der klassische Hinduismus seinen höchsten Ausdruck. Die heiligen Gesetze wurden formuliert, der Bau der großen Tempel setzte ein, und Mythen und Rituale wurden in den Puranas zusammengefasst.

In der Postguptazeit bildete sich eine weniger strenge, eklektische Form des Hinduismus heraus, die zu Abspaltungen von volkstümlichen Bewegungen führte. Es war auch die Zeit der Entstehung der großen frommen Bewegungen. Viele der Sekten, die zwischen 800 und 1800 entstanden, bestehen in Indien bis zum heutigen Tag.
Der Überlieferung nach wurden die meisten Bhakti-Bewegungen von Heiligen begründet, von den Gurus, die den Glauben in ungebrochener Tradition von Guru zu Schüler (Chela) weitervermittelten. Diese Tradition bildet neben dem geschriebenen Kanon die Grundlage für den Einfluss, den die Bhakti-Sekte erlangte. Weitere Glaubensformen gründen sich auf die Lehren der Philosophen, wie Shankara und Ramanuja. Shankara war der Vertreter des reinen Monismus oder Nondualismus (Advaita Vedanta) und der Lehre, dass alles, was wirklich scheint, bloße Täuschung sei. Ramanuja vertrat in seiner Philosophie einen bedingten Nondualismus (Vishishta-Advaita). Er versuchte, den Glauben an den Gott ohne Eigenschaften (Nirguna) mit der Anbetung eines Gottes mit Eigenschaften (Saguna) in Einklang zu bringen und somit das Paradoxon von der Liebe zu einem Gott, der eine Identität annehmen kann, zu lösen.

Die Philosophien von Shankara und Ramanuja entwickelten sich im Umfeld der sechs großen klassischen Systeme der indischen Philosophie (Darshanas): die Karma Mimamsa („Erforschung der Tat“), die Vedanta („Ende der Weden“), in deren Tradition das Werk von Shankara und Ramanuja betrachtet werden sollte, das Samkhja-System, welches den Gegensatz zwischen einem trägen, männlichen Prinzip des Geistes (Puruscha) und einem tätigen, weiblichen Prinzip der Materie oder Natur (Prakriti) beschreibt. Diese geistlose Urmaterie vereinigt die drei Eigenschaften (Gunas): Güte (Sattva), Leidenschaft (Radshas) und Finsternis (Tamas). Des Weiteren gibt es noch das Yoga-System und das stark metaphysisch betonte System der Vaisheshika (eine Art atomistischer Realismus) sowie Nyaya (Regeln), das von dem Brahmanen Gotama gegründet wurde, der Regeln des Denkens, der Dialektik und Logik aufstellte.

Parallel zu diesen umfassenden Sanskrit-Philosophien entstanden volkstümliche Gesänge, die als mündliche Tradition an verschiedenen Orten Indiens gepflegt wurden. Sie wurden im 7., 8. und 9. Jahrhundert von den Alvaren, Nayanaren und Virashaivas in den Sprachen Tamil und Kannada und im 15. Jahrhundert von dem Dichter Mira Bai aus Rajasthan in dem Dialekt Braj verfasst. Im 16. Jahrhundert gründete Chaitanya in Bengalen eine Sekte mit erotisch-mystischem Charakter, die stark vom tantri-

© Ch. Zumbach

schen Buddhismus beeinflusst ist und die Vereinigung von Krishna und Radha in einer tantrischen Religiosität feiert. Chaitanja glaubte, dass Krishna und Radha in ihm wieder geboren seien und dass das Dorf Vrindaban, in dem Krishna aufwuchs, in Bengalen wieder erscheine. Die Schule der Gosvamins, der Schüler von Chaitanya, entwickelte eine Theologie der rituellen Inszenierung von Krishnas Leben.

Solche rituellen Dramen entwickelten sich während des 16. Jahrhunderts auch in der Umgebung des Dorfes Vrindaban und wurden von Hindidichtern vorgetragen. Der erste große mystische Hindidichter war Kabir, der angeblich muslimischer Abstammung gewesen sein soll. Er war stark vom Islam beeinflusst, insbesondere vom Sufismus. Seine Gedichte hinterfragen sowohl die kanonischen Dogmen des Hinduismus als auch des Islam. Sie preisen Rama und versprechen Erlösung durch das Rezitieren des heiligen Namens Rama. Sein Nachfolger war Tulsidas, der eine beliebte Hindiversion des Ramayana schrieb. Surdas, ein Zeitgenosse von Tulsi Das, verfasste Gedichte über das Leben Krishnas in Vrindaban, die die Grundlage der Ras lilas, der lokalen Inszenierungen des Mythos von Krishnas Kindheit, bildeten. Im Norden Indiens spielen diese bei der Verehrung Krishnas auch heute noch eine bedeutende Rolle.

Im 19. Jahrhundert wurden unter der Schirmherrschaft von Ramakrishna und Vivekananda und der Sekten Arya-Samaj und Brahmasamaj wichtige Reformen durchgeführt. Diese Reformbewegungen versuchten den traditionellen Hinduismus mit den sozialen Reformen und politischen Idealen der Gegenwart zu verbinden. Teil dieser Reformbewegungen waren auch die Führer nationaler Bewegungen, wie Sri Aurobindo Ghose und Mohandas Gandhi, die diese in politische und soziale Ziele umsetzten. Gandhi z. B. entwickelte aus der Grundregel vom Ahimsa oder dem „Nichtverletzen“ seine Lehre vom passiven Widerstand (siehe ziviler Ungehorsam). Sein Ziel war es, die Kaste der „Unberührbaren“ zu reformieren sowie die Unabhängigkeit Indiens zu erreichen. Bhimrau Ramji Ambedkar verhalf sowohl dem Mythos von den Brahmanen, die ihre Kaste verlassen hatten, als auch dem Mythos von der Ureinheit des Buddhismus und des Hinduismus zu neuem Leben, um den „Unberührbaren“ durch eine Neubekehrung zum Buddhismus ihre Selbstachtung finden zu lassen.

In jüngeren Zeiten wanderten zahlreiche selbst ernannte indische Religionslehrer nach Europa und in die Vereinigten Staaten aus, wo sie große Anhängerschaften fanden. Einige der religiösen Sekten, wie die von Bhaktivedanta gegründete Hare-Krishna-Bewegung, gehen angeblich auf den klassischen Hinduismus zurück. Trotz zahlreicher Einschränkungen der Religion, die die Modernisierung und Urbanisierung Indiens mit sich brachte, lebt der Hinduismus ungestört weiter. Die Mythen überdauern im hinduistischen Film, und die Übergangsriten leben nicht nur im Tempel, sondern auch im täglichen Leben weiter. Der Hinduismus, der für Indien während der jahrhundertelangen Fremdherrschaft und inneren Zerrissenheit eine wichtige Stütze war, wirkt somit weiterhin als eine lebendige Kraft.

Ein wichtiges Element der späteren Vedischen Religion ist die Kaste (portugiesisch casta; von lateinisch castus: rein, keusch), streng abgeschlossene Gesellschaftsschicht des indischen Gesellschaftssystems, in dem eine gesellschaftliche Hierarchie von Generation zu Generation weitergegeben wird und das so gut wie keine soziale Mobilität kennt. Das Wort Kaste wurde zuerst von den portugiesischen Kaufleuten des 16. Jahrhunderts gebraucht; es ist abgeleitet vom portugiesischen casta, das Familiengeschlecht, Herkunft oder Rasse bedeutet. Das entsprechende Wort im Sanskrit heisst jati. Der sanskritische Begriff varna bezeichnet eine Gruppe von jati oder das Kastensystem.

Irgendwann zwischen 200 v. Chr. und 100 n. Chr. wurde das Manu Smriti oder Manus Gesetzbuch ge-

© Ch. Zumbach

schrieben. In ihm schafften die priesterlichen Gesetzgeber die vier grossen erblichen Gruppen der Gesellschaft, die noch heute bestehen, und stellten ihre eigene Priesterklasse mit der Bezeichnung irdische Götter oder Brahmanen an die Spitze dieser Kastenordnung. Zweite in der Rangordnung waren die Krieger, die Kschatrija, und ihnen folgten die Waischia, die Bauern und Händler. Die vierte der ursprünglichen Kasten waren die Schudra, die Arbeiter, geboren, um Diener der anderen drei Kasten, besonders der Brahmanen, zu sein. Weit unter den Schudra – tatsächlich völlig ausserhalb der Gesellschaftsordnung und auf die Verrichtung der niedrigsten und unangenehmsten Dienste beschränkt – befanden sich die Kastenlosen, die Harijans oder Unberührbaren. Das waren die Drawida, die eingeborenen Einwohner Indiens, zu deren Kaste von Zeit zu Zeit die Parias oder Ausgestossenen hinzukamen, Menschen, die wegen religiöser oder sozialer Vergehen aus den Kasten ausgestossen wurden, in die sie geboren waren. So wie sie von den Priestern aufgestellt war, wurde die Kastenordnung Bestandteil der hinduistischen Religion und bezog damit ihre Legitimation aus dem Anspruch der Brahmanen auf göttliche Erleuchtung.

Die Merkmale einer indischen Kaste bestehen aus der starren, erblichen Zugehörigkeit zu der Kaste, in die man geboren wird, dem Brauch, nur Mitglieder der gleichen Kaste zu heiraten, Beschränkungen bei der Wahl des Berufs und bei persönlichen Kontakten mit Mitgliedern anderer Kasten und der Akzeptanz eines festen Platzes in der Gesellschaft durch jeden einzelnen. Das Kastensystem wurde durch die hinduistischen Vorstellungen von Samsara (Wiedergeburt) und Karma (Tat, Werk) auf Dauer gefestigt. Nach diesen Glaubensvorstellungen werden alle Menschen auf der Erde wiedergeboren, und zwar in die Kaste, in die sie nach ihrem vorherigen Leben gehören. Das bedeutet auch, dass ein jeder die Chance hat, in eine andere, höhere Kaste geboren zu werden, aber nur, wenn sie die Regeln ihrer Kaste in ihrem jetzigen Erdenleben befolgen.

Die vier ursprünglichen Kasten sind im Lauf vieler Jahrhunderte wieder und wieder unterteilt worden, so dass man inzwischen keine genaue Zahl mehr angeben kann. Schätzungen reichen von 2 000 bis zu 3 000 verschiedenen Kasten, die durch Gesetz der Brahmanen in ganz Indien errichtet wurden. Jede Region hat ihre eigenen besonderen Gruppen, künstlich abgegrenzt und durch Gewohnheit zementiert.

© Ch. Zumbach

Buddhistische Religion

ab 400 v. Chr.

Buddhismus, eine Weltreligion, gegründet im Nordosten Indiens, beruht auf den Lehren von Siddhartha Gautama, bekannt als Buddha (der Erleuchtete).

Der Buddhismus war anfangs eine Bewegung buddhistischer Mönche innerhalb der vorherrschenden brahmanischen Tradition. Er wurde jedoch bald zu einer eigenen Richtung. Buddha lehnte nicht nur bedeutende Aspekte der hinduistischen Philosophie ab, sondern brach auch mit der Autorität der Priesterschaft und verneinte die Gültigkeit der vedischen Schriften sowie des hierauf beruhenden Opferkultes. Darüber hinaus öffnete er seine Bewegung für die Mitglieder aller Kasten, denn er lehnte den Gedanken ab, dass der spirituelle Wert eines Menschen durch seine Geburt bestimmt sein solle (Siehe Hinduismus).

Der Buddhismus gliedert sich heute infolge der Spaltung seiner Anhängerschaft in zwei Hauptrichtungen: den Theravada-Buddhismus, die Lehre der Alten, und den Mahayana-Buddhismus, das „große Fahrzeug", wobei der Theravada-Buddhismus von den Anhängern des Mahayana auch geringschätzig als Hinayana-Buddhismus oder „kleines Fahrzeug" bezeichnet wird.

Der Buddhismus gewann nicht nur in Indien an Bedeutung, sondern auch in Sri Lanka, Thailand, Kambodscha, Birma und Laos, wo hauptsächlich der Theravada-Buddhismus verbreitet ist. Der Einflussbereich des Mahayana-Buddhismus erstreckt sich neben Nordindien hauptsächlich auf China, Japan, Taiwan, Tibet, Nepal, die Mongolei, Korea und Vietnam. Weltweit wird die Anzahl der Buddhisten auf circa 300 Millionen Anhänger geschätzt, die zu 99 Prozent in Asien beheimatet sind.

Der Buddhismus ist nach Christentum, Islam und Hinduismus die Religion mit den viertmeisten Anhängern.
Wie die meisten bedeutenden Glaubensrichtungen entwickelte sich auch der Buddhismus über einen großen Zeitraum hinweg. Eine vollständige Biographie von Buddha wurde erst Jahrhunderte nach seinem Tod erstellt. In den frühesten Quellen wird sein Leben nur fragmentarisch belegt. Westliche Gelehrte sind sich jedoch allgemein einig, dass das Jahr 563 v.Chr. als sein Geburtsjahr angenommen werden kann.

Siddhartha Gautama, Buddha, wurde in Kapilawastu, nahe der heutigen Grenze zwischen Indien und Nepal, als Sohn des Herrschers über ein kleines Königreich geboren. Die Legende besagt, dass die Weisen bei seiner Geburt aus bestimmten Zeichen schlossen, dass es sich bei ihm um eine bedeutende Persönlichkeit handle, der es bestimmt sei, entweder ein Weiser oder der Herrscher eines Imperiums zu werden. Der junge Prinz wuchs in Luxus und Geborgenheit auf, bis er sich eines Tages in seinem 29.Lebensjahr der Leere seines bisherigen Lebens bewusst wurde. Unter Verzicht auf irdische Bindungen machte er sich auf die Suche nach Frieden und Erleuchtung und strebte nach Erlösung aus dem Kreislauf der Geburten. Während der nächsten Jahre praktizierte er Yoga und führte ein Leben in strengster Askese. Schließlich verwarf er jedoch den Weg der Askese und wählte den Mittelweg zwischen Maßlosigkeit und Selbstverleugnung. Unter einem Feigenbaum meditierend, gelang es ihm, verschiedene höhere Bewusstseinsebenen zu erreichen, bis er schließlich die ersehnte Erleuchtung fand. Unmittelbar nach seiner Erleuchtung zog er von Ort zu Ort und begann zu predigen. Er sammelte Schü-

ler um sich und organisierte sie in eine Ordensgemeinschaft, die Sangha genannt wird.

Buddha verbreitete seine Lehren mündlich; er hinterließ keine Niederschriften seiner Gedanken. Die schriftliche Formulierung seiner religiösen Überzeugungen erfolgte erst später durch seine Nachfolger.

Im Mittelpunkt von Buddhas Erleuchtung steht die Erfahrung der vier edlen Wahrheiten: (1)Leben ist Leiden; was mehr bedeutet als die bloße Erkenntnis von der Existenz des Leidens im Leben. Es ist die Erkenntnis, dass das Leiden in der Natur des menschlichen Wesens, in seiner Essenz liegt, von der Geburt an bis zum Zeitpunkt seines Todes. Darüber hinaus bringt auch der Tod keine Erlösung, denn Buddha übernimmt hier die hinduistische Idee vom Leben als Kreislauf, in dem der Tod zur Wiedergeburt führt. (2)Die Ursache allen Leidens liegt in der Unwissenheit, der Begierde und dem Neid, wobei die beiden Letzteren wiederum durch Unwissenheit bedingt sind. (3)Das Leiden kann beendet werden durch die Überwindung von Unverständnis und des Gebundenseins. (4)Der Weg zur Vernichtung des Leidens aber ist der „edle, achtfache Pfad", bestehend aus: rechte Anschauung, rechtes Wollen, rechtes Reden, rechtes Tun, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Denken, rechtes Sichversenken. Diese wiederum können in drei Kategorien, Eckpfeiler der buddhistischen Glaubenslehre, zusammengefasst werden: Moral, Weisheit und Samadhi oder Meditation.

Der Buddhismus analysiert die empirische Person als Einheit von fünf Aneignungsgruppen oder „Bündeln" (Skandhas): der physische Körper, Empfindungen, Wahrnehmungen, Geistesregungen und Bewusstsein. Dabei ist eine Person nur eine zeitweilige Kombination dieser, einem ständigen Wandel unterliegenden Gruppen. Daraus ergibt sich, dass sich eine Person in jedem Moment ihres Daseins wandelt. Die Buddhisten lehnen es ab, die Aneignungsgruppen einzeln oder in einer ihrer Kombinationen als ein beständiges, eigenständig existierendes Selbst oder als eine Seele (siehe Atman) anzusehen. Darüber hinaus werten sie es als Fehler, die Elemente, aus denen sich ein Individuum zusammensetzt, als dauerhafte Einheit anzusehen. Wobei der Glaube an ein solches Selbst unwillkürlich zu Egoismus, Streben und somit zu Leiden führen wird. Solche Überlegungen führten zur Verbreitung der Lehre vom Anatman, oder der Verneinung einer ewigen Einzelseele. Nach Auffassung Buddhas ist das gesamte Dasein geprägt von den drei Kennzeichen: Anatman (keine Seele), Anitya (Unbeständigkeit), und Dukkha (Leiden). Die Lehre von Anatman erforderte somit eine Neuauslegung der indischen Idee von dem Wiedergeburtenkreislauf in der Welt der Erscheinungen, bekannt als Samsara. So entstand die Lehre von Pratityasamutpada oder von dem bedingten Werden. Anhand einer zwölfgliedrigen Kette von Ursachen wird aufgezeigt, dass das Unverständnis einer vorangegangenen Daseinsform die Bedingungen für eine neue Kombination von sich herausbildenden Aneignungsgruppen schafft. Diese wiederum bewirken Geistes- und Sinnesregungen, gefolgt von den daraus entstehenden Empfindungen, welche ihrerseits das Streben und Festhalten am Dasein nach sich ziehen. Dieser Zustand nun löst einen erneuten Werdegang aus und schafft somit einen neuen Kreislauf von Geburt, Alter und Tod. Die Kette von Ursachen schafft also eine Verbindung zwischen einem Leben und dem nächsten. Es wird ein Fluss von Existenzformen postuliert und nicht ein beständiges Wesen, das aus einem Leben in ein nächstes tritt, also ein Glaube an Wiedergeburt ohne Seelenwanderung.

Dieser Glaube ist in engem Zusammenhang mit dem Karma-Gesetz zu sehen. Das Karma umfasst die Taten einer Person sowie deren ethische Folgen. Diese Taten der Menschen bedingen die Wiedergeburt, wobei gute Taten zwangsläufig belohnt und böse Taten bestraft werden. Dementsprechend existiert in der Welt weder unverdientes Glück noch ungerechtfertigtes Leid, sondern bloß eine universelle Gerechtigkeit. Das Karma vollzieht sich somit vielmehr aufgrund eines gewissen moralischen Naturgesetzes

als aufgrund eines Systems göttlichen Gerichts. Das Karma bestimmt z.B. Art, Schönheit, Intelligenz, Langlebigkeit, Wohlstand und sozialen Status. Nach Buddha können unterschiedliche Karmas zu einer Wiedergeburt als Mensch, als Tier, als hungriger Geist, als Bewohner der Hölle oder sogar als einer der Hindugötter führen.

Obwohl der Buddhismus die Existenz der Götter nicht ausdrücklich leugnet, räumt er ihnen auch keine besondere Rolle ein. Ihr Leben in der Himmelswelt ist lang und genussreich, sie befinden sich jedoch in der gleichen Lage wie die anderen Wesen, da sie schließlich auch den Weg des Todes und möglicherweise der Wiedergeburt in einer niedrigeren Daseinsform gehen müssen. Sie sind nicht die Schöpfer des Universums und haben auch keine Macht über das menschliche Schicksal. Von den möglichen Existenzebenen, in denen man wieder geboren werden kann, ist die Welt der Menschen vorzuziehen, da die Gottheiten von ihren Vergnügungen so beansprucht werden, dass sie darüber die Notwendigkeit der Erlösung vergessen. Somit ist die Möglichkeit der Erleuchtung nur den Menschen gegeben.

Endziel des buddhistischen Weges ist die Befreiung aus dem Kreis der immer wiederkehrenden Welt der Erscheinungen und dem damit notwendigerweise verbundenen Leiden. Dieses Ziel zu erreichen heißt, Nirvana zu erreichen, den Zustand der Erleuchtung, in dem Gier, Hass und Unwissenheit erlöschen. Dieser Zustand bedeutet jedoch noch keine völlige Auslöschung, er ist bloß ein nicht zu definierender Bewusstseinszustand. Das Individuum kann nach Erreichen des Nirvanas weiterleben und die Reste alten Karmas erlöschen lassen, bis mit dem Einsetzen des Todes der Endzustand des vollkommenen Nirvanas (Parinirvana) erreicht wird.
Theoretisch ist das Heilsziel Nirvana für jedermann erreichbar, obwohl nur Mitglieder der Ordensgemeinschaft es als reelles Ziel betrachten können. Im Theravada-Buddhismus ist ein Individuum, welches aufgrund des „achtfachen Weges" die Erleuchtung erreicht hat, ein Arhat, eine Person von Verdienst und Würde, ein Heiliger.
Diejenigen jedoch, die das Heilsziel nicht erreichen, haben die Möglichkeit durch ein verbessertes Karma das nächste Ziel einer verbesserten Wiedergeburt zu erringen. Von diesem geringeren Ziel versprechen sich hauptsächlich die Laienbekenner unter den Buddhisten ein nächstes Leben, aus dem heraus es ihnen möglich wird, als Mitglied der Sangha die letzte Erleuchtung zu erfahren.

Die ethischen Normen, die zum Nirvana führen, sind losgelöst und nach innen gerichtet. Sie umfassen vier tugendhafte Verhaltensweisen, bekannt als die Paläste des Brahma: Güte, Mitleid, mitfühlende Freude und Gleichmut. Hingegen richten sich jene ethischen Normen, die zu einem verbesserten Dasein durch Wiedergeburt führen, auf die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten. Diese umfassen Wohltätigkeitshandlungen, insbesondere Unterstützung der Sangha, sowie die Einhaltung von fünf Geboten, die das Kernstück des buddhistischen Moralkodex bilden. Die Gebote umfassen das Verbot zu töten, zu stehlen, die Vermeidung von Lüge, Enthaltung von unkeuschem Wandel sowie vom Genuss von Rauschmitteln. Durch die Einhaltung dieser Gebote können die drei Hauptwurzeln des Bösen - Gier, Hass und Verblendung - überwunden werden.

Kurz vor seinem Tod lehnte Buddha den Wunsch seiner Schüler ab, seinen Nachfolger zu bestimmen. Er riet ihnen, aus eigenen Kräften und mit Fleiß an ihrer eigenen Vervollkommnung zu arbeiten. Zu jener Zeit existierten die buddhistischen Lehren bloß in mündlicher Überlieferung. Schon bald setzte sich aber die Erkenntnis durch, dass für den Erhalt einer einheitlichen und unverfälschten Lehre eine neue Basis geschaffen werden musste. Somit veranstalteten die Mitglieder der Ordensgemeinschaft regelmäßige Treffen, um sich über Grundsatzfragen und deren praktische Durchführbarkeit einig zu werden.

Vier dieser Treffen wurden als Hauptkonzile bekannt.

Das erste Konzil wurde in Rajagrha (dem heutigen Rajgir) unmittelbar nach Buddhas Tod abgehalten. Unter dem Vorsitz des Mönches Mahakasyapa sollten nunmehr die Lehren Buddhas sowie eine geeignete Ordensdisziplin aufgesagt und darüber abgestimmt werden.

Etwa 100Jahre später fand ein zweites großes Konzil in Vesali statt. Anlass dieses Konzils war die Auseinandersetzung mit zehn fraglichen Ordenspraktiken der Mönche aus dem Vajjian-Bündnis - die Verwendung von Geld, der Genuss von Palmwein und andere Unstimmigkeiten. Das Konzil entschied gegen diese Praktiken. Einige Gelehrte führen die erste große Spaltung im Buddhismus auf dieses Ereignis zurück und machen die Entscheidungen des Konzils für das Schisma zwischen den Mahasanghikas, „Angehörige der großen Gemeinde", und den strengeren Sthaviras, „Anhänger der Lehre der Alten", verantwortlich. Es trifft jedoch eher zu, dass die Spaltung dieser beiden Gruppen erst 37Jahre später bei einem der nächsten Treffen stattgefunden hat, und zwar aufgrund der zunehmenden Spannungen in den Reihen der Sangha, was die disziplinären Fragen, die Rolle der Laienbekenner sowie das Wesen des Arhat betrifft.

Im Lauf der Zeit entstanden innerhalb dieser Gruppen weitere Untergruppierungen, aus denen sich 18Schulen mit unterschiedlichen Auffassungen bezüglich philosophischer, religiöser und auch disziplinärer Fragen herausentwickelten. Von diesen 18 traditionellen Richtungen haben nur die Theravada überlebt.
Ein drittes Konzil wurde im 3.Jahrhundert v.Chr. von dem Kaiser Aschoka in Pataliputra (dem heutigen Patna) einberufen. Unter dem Vorsitz des Mönches Moggaliputta Tissa sollten die Reihen der Sangha von einer Vielzahl falscher Mönche und Häretiker gesäubert werden, die dem Orden aufgrund der kaiserlichen Schirmherrschaft beigetreten waren. Das Konzil widerlegte die anstößigen Anschauungen und verbannte ihre Vertreter. Im weiteren Verlauf wurde die Zusammenfassung der buddhistischen Schriften (Tripitaka) vermutlich beendet, wobei den im ersten Konzil rezitierten Lehren (dharma) und Ordensregeln (vinaya) eine feinsinnige Philosophie (Abhidharma) angefügt wurde. Ein weiteres Ergebnis des dritten Konzils bestand in der Entsendung von Missionaren in verschiedene Länder.

Ein viertes Konzil unter dem Patronat des Kaisers Kanishka fand etwa 100 n.Chr. in Jalandhar bzw. Kaschmir statt. Ziel dieses Konzils, an dem vermutlich beide Zweige des Buddhismus teilnahmen, war es, Friede zwischen den unterschiedlichen Richtungen zu stiften. Allerdings weigern sich die Theravada-Buddhisten, seine Gültigkeit anzuerkennen.

Nach dem Tod Buddhas wurden die auf den Konzilen vorgetragenen traditionellen Lehren über mehrere Jahrhunderte hinweg mündlich überliefert. Im 1.Jahrhundert v.Chr. wurden diese schließlich schriftlich fixiert. Einige der frühen Schulen verwendeten das Sanskrit als Schriftsprache. Zwar existieren einzelne Texte, aber ein vollständiger Kanon in Sanskrit ist nicht erhalten geblieben. Hingegen ist der theravadische Kanon vollständig in Pali erhalten, einer Art volkstümlichem Dialekt, der sich aus dem Sanskrit entwickelt hat.
Dieser buddhistische Kanon ist bekannt unter dem Namen Tipitaka, oder „Dreikorb", da er aus drei Textsammlungen besteht: dem Sutra Pitaka, einer Sammlung von Gesprächen; dem Vinaya Pitaka, dem Kodex, der die Ordensregeln festlegt; und dem Abhidharma Pitaka, welcher philosophische, psychologische und Lehrgespräche sowie Klassifizierungen enthält.

© Ch. Zumbach

Der Sutra Pitaka besteht hauptsächlich aus Dialogen zwischen Buddha und anderen Personen. Er unterteilt sich in fünf Textgruppen: Digha Nikaya (Sammlung langer Gespräche), Majjhima Nikaya (Sammlung mittellanger Gespräche), Samyutta Nikaya (Sammlung von Gruppengesprächen), Anguttara Nikaya (Sammlung von Gesprächen zu nummerierten Themen) und Khuddaka Nikaya (Sammlung von verschiedenartigen Texten). Einen hohen Bekanntheitsgrad verzeichnen die Jatakas der fünften Gruppe, welche Geschichten aus Buddhas früheren Leben beinhalten, sowie die Dhammapada (religiöse Sätze), eine Zusammenfassung von Buddhas Lehren zur geistigen Disziplin und Moral.

Der Vinaya Pitaka umfasst über 225Regeln bezüglich der Verhaltensweisen buddhistischer Mönche und Nonnen. Jede dieser Regeln wird anhand einer Geschichte erläutert und begründet, und ihre Reihenfolge ergibt sich aus dem Ausmaß der Übertretung derselben.

Der Abhidharma Pitaka besteht aus sieben eigenständigen Werken. Diese umfassen ausführliche Klassifizierungen psychologischer Phänomene, metaphysische Analysen und ein Wörterbuch mit Fachausdrücken. Obwohl fachlich maßgebend, haben die Texte dieser Sammlung nur einen geringen Einfluss auf die Laienbekenner. Der vollständige Kanon ist sehr verbreitet und existiert auch in einer tibetischen sowie einer chinesischen Fassung.

Zwei nichtkanonische Texte mit beträchtlichem Einfluss im Theravada-Buddhismus sind Milindapanha (Fragen des Königs Milinda) und Visuddhimagga (Weg der Säuberung). Milindapanha entstand im 2.Jahrhundert und beschäftigt sich, in Dialogform geschrieben, mit einer Reihe von fundamentalen Problemen des buddhistischen Weltbildes. Visuddhimagga ist das Meisterwerk des berühmtesten buddhistischen Kommentators, Buddhaghosa (wirkte im frühen 5.Jahrhundert). Es stellt ein umfassendes Kompendium buddhistischen Gedankengutes und meditativer Praktiken dar.

Die Theravada-Buddhisten sehen in den Tripitaka die traditionsgemäße Niederschrift des überlieferten Wortes von Siddhartha Gautama. Die Mahayana-Buddhisten hingegen haben ihre Schriften nicht auf die Lehren der historischen Figur allein beschränkt und haben Mahayana auch nie an einen abgeschlossenen Kanon von heiligen Schriften gebunden. Folglich entstanden zu unterschiedlichen Zeiten der Geschichte unterschiedliche Schriftstücke, die jeweils für die verschiedenen Zweige des Mahayana relevant wurden. Zu den wichtigsten Mahayana-Schriften gehören: Saddharmapundarika Sutra (Lotos des Guten Gesetzes Sutra, bekannt als Lotos Sutra), Vimalakirti Sutra, Avatamsaka Sutra (Garland Sutra) und Lankavatara Sutra (ein Buddhas Abstieg nach Sri Lanka beschreibendes Sutra) sowie eine Gruppe von Schriften, die als Prajnaparamita (Perfektion der Weisheit) bekannt wurden.

In den frühen Entwicklungsjahren des Buddhismus entstanden widersprüchliche Interpretationen zu den Lehren des Meisters, was zur Herausbildung der 18 traditionellen buddhistischen Schulen führte. Zusammengenommen wurden diese Schulen schließlich als zu konservativ und zu wörtlich in der Auslegung der Lehre Buddhas erachtet. Dem Theravada-Buddhismus, als einer der Schulen, wurde übermäßiger Individualismus und Vernachlässigung der Bedürfnisse der Laienbekenner nachgesagt. Unzufriedenheiten solcher Art leiteten schließlich auf dem zweiten Konzil im Jahr 383 v.Chr. die Abspaltung eines liberalen Flügels der Sangha vom Rest der Mönche ein.

Während die konservativeren Mönche in Buddha weiterhin den vollkommen erleuchteten Menschen und Lehrer verehrten, entwickelten die Mahasanghikas ein neues Konzept. Sie betrachteten Buddha als ewiges, allgegenwärtiges, transzendentales Wesen. Sie stellten Theorien auf, nach denen der Mensch

Buddha bloß eine Verkörperung des transzendentalen Buddhas gewesen sei, der zum Wohl der Menschheit erschaffen wurde. Von diesem Verständnis über das Wesen Buddhas ausgehend, können die Mahasanghika als eine Art Vorläufer des Mahayana angesehen werden.

Die Entstehung des Mahayana ist recht undurchsichtig. Sogar die Namen seiner Begründer sind unbekannt, wobei sich Gelehrte auch uneinig sind, ob die Ursprünge im Süden oder Nordwesten Indiens zu suchen seien. Die Entwicklungsjahre des Mahayana werden vom 2.Jahrhundert v.Chr. bis zum 1.Jahrhundert n.Chr. angesetzt.

Zeitlich gesehen reichten die Spekulationen um die Gestalt des ewigen Buddha bis weit über die Anfänge der christlichen Ära hinaus und gipfelten in der Mahayana-Lehre von seinem dreifältigen Wesen, oder der dreifachen „Körperlichkeit" (Trikaya). Und zwar: die Körperlichkeit der Essenz, die Körperlichkeit der gemeinschaftlichen Glückseligkeit und die Körperlichkeit der Umwandlung. Die Essenz stellt das Grundwesen Buddhas dar. Jenseits von aller Form ist es das unveränderlich Absolute und wird als Bewusstsein bzw. Leere bezeichnet. Diese Essenz des Wesens Buddha offenbart sich in himmlischer Form als gemeinschaftliche Glückseligkeit. So verkörpert sitzt Buddha in göttlicher Herrlichkeit predigend im Himmel. Schließlich erscheint das Wesen des Buddha auf Erden in Menschenform, um die Menschheit zu bekehren. Diese Erscheinungsform ist als Körperlichkeit der Umwandlung bekannt. Unter dieser Form soll Buddha bereits unzählige Male auf Erden erschienen sein. Mahayana sieht die Gestalt des historischen Buddha bloß als ein Beispiel für die Körperlichkeit der Umwandlung an.

Das neue Buddha-Konzept des Mahayana ermöglichte neue Konzepte von der göttlichen Barmherzigkeit und der wiederholten Offenbarung, die im Theravada-Buddhismus nicht existieren. Der Glaube an die himmlische Offenbarung Buddhas führte zur Herausbildung eines wichtigen Elements im Mahayana, und zwar der göttlichen Verehrung. Demgemäß haben einige Wissenschaftler die frühen Entwicklungszeiten des Mahayana als „Hinduisierung" des Buddhismus beschrieben.

Eine weitere wichtige Neuerung im Mahayana ist das Konzept des Bodhisattva, bzw. des erleuchteten Wesens, dem Ideal, dem der gute Buddhist entgegenstreben sollte. Ein Bodhisattva ist jenes Individuum, das zwar die vollkommene Erleuchtung erlangt hat, den letzten Schritt zum Nirvana jedoch unterlässt, um die Errettung aller anderen empfindungsfähigen Wesen zu ermöglichen. Der Bodhisattva überträgt eigene, über mehrere Leben angesammelte Verdienste auf weniger glückliche Wesen. Die Hauptattribute dieses gesellschaftlichen Heiligen sind Mitleid und Herzensgüte. Aus diesem Grund schätzt Mahayana den Bodhisattva höher ein als den Arhats, das Ideal der Theravada-Buddhisten. Bestimmte Bodhisattvas, wie z.B. Maitreya, der Buddhas Herzensgüte darstellt, und Avalokiteshvara oder Kuan-yin, der sein Mitleid verkörpert, wurden für das Volk zum Mittelpunkt von Verehrung und Anbetung im Mahayana.

Im 7.Jahrhundert entwickelte sich in Nordindien durch die Verschmelzung des Mahayana mit Volksglauben und Magie eine neue Form des Buddhismus, der als Tantrismus (siehe Tantra) bekannt ist. Ähnlich wie beim Hindu-Tantrismus, der um die gleiche Zeit entstand, unterscheidet sich der buddhistische Tantrismus vom Mahayana durch die starke Betonung der sakramentalen Handlungen. Der Tantrismus, auch als Vajrajana, das diamantene Fahrzeug, bekannt, ist eine esoterische Tradition. Die einleitenden Zeremonien beinhalten den Eingang in ein Mandala, einen mystischen Kreis oder eine symbolische Karte des geistigen Universums. Wichtig im Tantrismus ist auch die Verwendung der Mu-

dras, oder rituellen Gesten, sowie der Mantras, oder heiligen Silben, welche abwechselnd rezitiert werden und als Mittel zur Meditation dienen. Vajrajana wurde zur vorherrschenden Form des Buddhismus im Tibet und wurde auch über China nach Japan überliefert, wo es heute noch von der Shingon-Schule praktiziert wird.

In Buddhas Geburtsland ging die Verbreitung des Buddhismus rasch vonstatten. Von Kaiser Aschoka entsandte Missionare führten die Religion in Südindien ein sowie im Nordwesten des Subkontinents. Inschriften der Aschoka'schen Periode zufolge wurden Missionare auch in die Mittelmeerländer ausgeschickt, jedoch blieben ihre Bestrebungen ohne Erfolg.

Kaiser Aschokas Sohn Mahinda und Tochter Sanghamitta wurden mit der Missionierung von Sri Lanka beauftragt. Seit seinen Anfängen war der Theravada-Buddhismus die Staatsreligion von Sri Lanka. Nach der Überlieferung wurde der Theravada-Buddhismus während der Regierungszeit von Aschoka von Sri Lanka nach Birma übertragen. Allerdings gibt es erst seit dem 5.Jahrhundert n.Chr. gesicherte Beweise seiner Existenz in Birma. Von hier aus breitete sich im 6.Jahrhundert der Theravada-Buddhismus auf das Gebiet des heutigen Thailands aus. Die Thai nahmen den Buddhismus im 12. und 14.Jahrhundert an, als sie in die Region von Südwestchina vordrangen. Mit der Entstehung des Königreiches Thailand wurde er zur Staatsreligion erklärt. Während des 14.Jahrhunderts bekannte sich auch das Königshaus in Laos zum Theravada-Buddhismus.

Gegen Ende des 2.Jahrhunderts n.Chr. begannen sowohl der Mahayana wie auch der Hinduismus ihre Einflüsse auf Kambodscha auszuüben. Nach dem 14.Jahrhundert wurde jedoch die ältere Einrichtung unter dem Einfluss von Thailand stufenweise durch den Theravada ersetzt und schließlich zur ersten Religion in Kambodscha erklärt.

Etwa zu Beginn der christlichen Ära gelangte der Buddhismus nach Zentralasien. Schon früh im 1.Jahrhundert n.Chr. erreichte er dann über die Handelswege China. Zwar widersetzte sich ihm die konfuzianische Orthodoxie, und er wurde in den Jahren 446, 574 bis 577 und 845 schweren Verfolgungen ausgesetzt, aber der Buddhismus fasste trotzdem Wurzeln, beeinflusste die chinesische Kultur und wurde seinerseits durch chinesische Einflüsse verändert. Mit der großen Verfolgung 845 verlor dann der chinesische Buddhismus an Einfluss, obwohl die meditative Zen- oder Ch'an-Sekte (aus dem Sanskrit dhyana: Meditation) und die fromme Sekte „Reines Land" nicht an Bedeutung verloren.

Von China aus ging die Verbreitung des Buddhismus weiter. Zwar versuchte die konfuzianische Geistlichkeit eine Ausdehnung auf Vietnam zu verhindern, aber der Einfluss des Mahayana wird hier schon für 189 n.Chr. belegt. Traditionellen Quellen zufolge erreichte der Buddhismus Korea 372 n.Chr. von China aus. Ab diesem Zeitpunkt wurde Korea dann aufgrund des chinesischen Einflusses über Jahrhunderte hinweg stufenweise konvertiert.

Von Korea aus gelangte der Buddhismus dann nach Japan. Obwohl er dort schon vorher bekannt war, gilt allgemein 552 n.Chr als offizielles Datum seiner Einführung. 593 wurde der Buddhismus von Prinz Shotoku zur Staatsreligion erklärt.

Die Einführung des Buddhismus im Tibet erfolgte Anfang des 7.Jahrhunderts n.Chr. unter dem Einfluss der fremdländischen Ehefrauen des tibetischen Königs. Bis zur Mitte des folgenden Jahrhunderts entwickelte er sich zu einer bedeutenden Kraft in der tibetischen Kultur. Schlüsselfigur in der Herausbil-

dung des tibetischen Buddhismus war der indische Mönch Padmasambhava, der 747 nach Tibet kam. Seine wichtigste Aufgabe sah er in der Verbreitung des tantrischen Buddhismus, der schließlich zur vorherrschenden Form des Buddhismus im Tibet wurde. Der indische und der chinesische Buddhismus wetteiferten in Tibet zunächst miteinander, bis die Chinesen unterlagen und gegen Ende des 8.Jahrhunderts aus Tibet vertrieben wurden.
Etwa sieben Jahrhunderte später übernahmen die tibetischen Buddhisten die Idee, dass die Äbte ihrer großen Klöster Reinkarnationen der berühmten Bodhisattvas seien. Demzufolge wurde das Oberhaupt dieser Äbte als Dalai-Lama bekannt. Seit Mitte des 17.Jahrhunderts bis zur Besetzung Tibets durch China 1950/51 regierten die Dalai-Lamas Tibet in einer Theokratie.

In China entstanden einige neue buddhistische Sekten, die dort wie auch in Japan und anderen Gebieten Ostasiens zur Blüte gelangten. Die wichtigsten darunter waren Ch'an oder Zen und „Reines Land" oder der Amidismus.

Im Mittelpunkt des Zen steht die Versenkung und Meditation als Weg zu einer plötzlich und intuitiv eintretenden Erkenntnis von dem eigenen innersten Buddha-Wesen. Im Zen, dessen Begründer, der indische Mönch Bodhidharma, 520 nach China kam, wird die praktische Übung und die persönliche Erleuchtung der Lehre oder dem Studium der Schriften vorgezogen.

Anstelle der Meditation treten bei der Sekte „Reines Land" der Glaube und die Verehrung des Buddha Amitabha oder Buddha des „Unendlichen Glanzes" als Mittel zur Wiedergeburt in einem ewigen Paradies, bekannt als „Reines Land". Eine Wiedergeburt in jenem abendländischen Paradies wurde nicht so sehr von menschlicher Frömmigkeit als vielmehr von der Macht und dem Wohlwollen Amitabhas abhängig gemacht. Verehrer beweisen ihre Hingabe an Amitabha anhand unzähliger Wiederholungen des Satzes „Gehuldigt sei der Buddha Amitabha". Indessen würde eine einzige Wiederholung dieser Worte ausreichen, um den Eingang in das „Reine Land" zu erlangen.

Eine ausschließlich japanische Glaubensrichtung des Mahayana stellt der Nitschiren-Buddhismus dar, benannt nach seinem Begründer, der im 13.Jahrhundert lebte. Für die Nitschiren-Anhänger enthält das Lotos Sutra die Essenz der buddhistischen Lehre. Sein Inhalt kann auf die Formel „Lob sei dem Lotos Sutra" begrenzt werden, wobei der Bekenner durch die bloße Wiederholung dieser Formel die Erleuchtung erlangen kann.

Uneinigkeiten bezüglich der religiösen Verpflichtungen und Vorschriften tauchen sowohl in den Reihen der Sangha selbst wie auch zwischen ihnen und den Laienbekennern auf.

Seit den Anfängen des Buddhismus waren die frömmsten Anhänger Buddhas in der Ordensgemeinschaft der Sangha organisiert. Ihre Mitglieder waren erkennbar an den geschorenen Köpfen und ihrer Robe aus ungenähtem, orangefarbenem Tuch. Die frühen buddhistischen Mönche, die Bhikkhus, wanderten von Ort zu Ort und ließen sich bloß während der Regenzeit in Gemeinschaften nieder, da dann das Umherziehen schwierig wurde. Jede der Niederlassungen, die sich später daraus entwickelten, war unabhängig und demokratisch organisiert. Das Ordensleben wurde von den Regeln des Vinaya Sutra, einer der drei kanonischen Textsammlungen, bestimmt. Alle 14Tage wurde in jeder Gemeinschaft eine förmliche Zusammenkunft der Mönche, eine Uposatha, abgehalten. Im Mittelpunkt dieser Vorschrift stand die Rezitation der Vinaya-Regeln sowie die öffentliche Bekennung aller Verstöße. Die Sangha hatten verschiedene Verhaltenskodexe für Mönche und Nonnen, was als einzigartig im indischen Or-

© Ch. Zumbach

densrecht gilt. Die Theravada-Mönche und Nonnen lebten im Zölibat und empfingen ihre Nahrung in Form von Almosen auf ihrer täglichen Runde in den Heimen der Laienbekenner. Diese Vorschrift von der Ernährung durch Almosen wurde später von der Zen-Schule missachtet. Der Kodex dieser Gemeinschaft enthielt die Vorschrift, dass ihre Mitglieder auf den Feldern arbeiten müssen, um die eigene Nahrung zu verdienen. In Japan erlaubt die weit verbreitete Shin-Schule, ein Zweig der Glaubensgemeinschaft „Reines Land", ihren Priestern sogar zu heiraten und Familien zu gründen. Zu den traditionellen Aufgaben der buddhistischen Mönche gehört die Veranstaltung von Begräbnissen und Gedenkfeiern zu Ehren der Toten. Zu den Hauptbestandteilen solcher Dienste gehören das Rezitieren von Schriften sowie die Übertragung der Verdienste zugunsten des Verstorbenen.

Die buddhistische Laienbewegung ist hauptsächlich individueller Natur und nicht so sehr an eine Gemeinde gebunden. Schon seit den frühesten Zeiten gibt es ein für Laienbekenner wie auch für Mitglieder der Sangha gemeinsames Glaubensbekenntnis, die Annahme der dreifachen Zuflucht, d.h. das Rezitieren der Formel: „Ich suche Zuflucht in Buddha. Ich suche Zuflucht im Dharma. Ich suche Zuflucht im Sangha." Obwohl im Theravada Buddha eigentlich nicht angebetet wird, äußert sich die ihm erbrachte Ehrerbietung im Stupa-Kult. Eine Stupa ist ein kuppelförmiger heiliger Bau, der eine Reliquie enthält. Die Anbeter umschreiten das Kuppelgewölbe und tragen Blumen und Weihrauch als Zeichen ihrer Verehrung. Eine der Reliquien, Buddhas Zahn aus Kandy (Sri Lanka), ist Mittelpunkt eines besonders populären Festes an Buddhas Geburtstag. Buddhas Geburtstag wird in jedem buddhistischen Land gefeiert. Im Theravada wird diese Feierlichkeit Vaisakha genannt, nach dem Geburtsmonat von Buddha. In Ländern mit vorherrschendem Theravada-Buddhismus ist ein weit verbreitetes Fest die als Pirit oder Beschützung bekannte Zeremonie, bei der Lesungen aus einer Sammlung von Beschützungsformeln aus dem Pali-Kanon vorgenommen werden, um böse Geister auszutreiben, Krankheiten zu heilen, neue Gebäude zu segnen und andere Wohltätigkeiten zu erlangen.

In Ländern, in denen der Mahayana-Buddhismus vorherrscht, ist das Ritual von größerer Bedeutung als im Theravada. Abbildungen von Buddhas und Bodhisattvas an den Tempelaltären der Wohnungen von Bekennern sind Mittelpunkt ihrer Anbetung. Gebete und Sprechgesänge sind gebräuchliche Andachtshandlungen wie auch Frucht-, Blumen- und Weihrauchopfer. Das wohl bekannteste buddhistische Fest in China und Japan ist das Ullambana-Fest, bei welchem den Geistern der Toten sowie den hungrigen Geistern geopfert wird. Während dieser Feierlichkeiten sollen die Tore zu der anderen Welt angeblich offen stehen, so dass die dahingegangenen Geister für kurze Zeit zur Erde zurückkehren können.

Eine der nachhaltigsten Stärken des Buddhismus ist seine Fähigkeit, sich wandelnden Bedingungen sowie einer Vielfalt von Kulturen anzupassen. Vom philosophischen Standpunkt widersetzt er sich dem Materialismus, sowohl der westlichen wie auch der marxistisch-kommunistischen Variante. Der Buddhismus empfindet sich jedoch nicht als Widerspruch zu den modernen Wissenschaften. Ganz im Gegenteil vertritt er die Ansicht, dass sich Buddha bei der Hinterfragung von Grundwahrheiten experimenteller Methoden bedient hat.

In Thailand und Birma blieb der Buddhismus stark. Obwohl der Buddhismus in Indien zwischen dem 8. und 12. Jahrhundert n. Chr. zum Großteil verschwand, konnte seit 1956, aufgrund der Bekehrung von 3,5 Millionen früherer Mitglieder der Kaste der Unantastbaren unter der Leitung von Bhimrao Ramji Ambedkar, ein begrenztes Wiederaufleben bemerkt werden. Eine ähnliche Wiederbelebung des Buddhismus konnte auch im 19. Jahrhundert in Sri Lanka verzeichnet werden.

© Ch. Zumbach

Stärkerer Widerstand wurde dem Buddhismus in den kommunistischen Republiken Asiens entgegengesetzt. In China z. B. blieb der Buddhismus zwar bestehen, wird aber einer strengen Regelung und Kontrolle durch den Staat unterstellt. Viele Klöster und Tempel wurden in Schulen, Gesundheitseinrichtungen oder andere öffentliche Einrichtungen umfunktioniert. Den Mönchen und Nonnen wurde auferlegt, zusätzlich zu ihren religiösen Aufgaben einer geregelten Arbeit nachzugehen. Seit dem Einmarsch der Chinesen in Tibet 1950/51 und der darauf folgenden Flucht des Dalai-Lama (1959) und anderer buddhistischer Persönlichkeiten nach Indien, versuchten jene den buddhistischen Einfluss zu unterbinden oder zumindest zurückzudrängen.

Wirklich neue buddhistische Bewegungen entstanden nach dem 2. Weltkrieg lediglich in Japan. Erwähnenswert in diesem Zusammenhang ist Soka-gakkai, die „Gesellschaft zur Schaffung von Werten", eine Laienbewegung, die sich als Fortführung des Nitschiren-Buddhismus versteht. Bemerkenswert sind: die effektive Organisation, ihre aggressiven Bekehrungsmethoden, die Nutzung von Massenmedien sowie ihr Nationalismus. Sie verspricht ihren Anhängern materiellen Wohlstand und weltliches Glück. Seit 1956 engagiert sie sich auch in der japanischen Politik und stellt für ihre Partei, die Komeito oder „Reine Regierungspartei", Kandidaten auf.
Ein wachsendes Interesse an der asiatischen Kultur und ihren geistigen Werten führte im Westen zur Herausbildung einer Vielzahl von Gesellschaften, die sich mit der buddhistischen Lehre und ihrer Anwendung beschäftigen. Durch seinen wachsenden Einfluss im Westen unterzieht sich der Buddhismus abermals einem Anpassungsprozess an die neuen kulturellen Gegebenheiten. In den Vereinigten Staaten umfasst der Zen-Buddhismus bereits ein Dutzend Meditationszentren und eine Vielzahl neuer Klöster. Auch ist das Interesse am Vajrajana-Buddhismus angewachsen.

Die Buddhisten in Deutschland haben sich unter dem Dachverband der Deutschen Buddhistischen Union (DBU) mit Sitz in München zusammengeschlossen. Anfang der neunziger Jahre waren rund 20 000 Deutsche praktizierende Buddhisten, die sich in rund 180 Gruppen und Zentren organisiert hatten. Die Zahl dieser Gruppen und ihrer Mitglieder hatte sich bis Anfang 1997 mehr als verdoppelt. Anfang der neunziger Jahre lebten hier außerdem rund 40 000 Buddhisten asiatischer Abstammung. In Österreich haben sich die Anhänger des Buddhismus als Österreichische Buddhistische Religionsgemeinschaft (ÖBR) mit Sitz in Wien organisiert. In allen deutschsprachigen Ländern, besonders aber in der Schweiz, in der die meisten der exilierten Tibeter leben, ist der tibetische Buddhismus die am häufigsten praktizierte Variante.

© Ch. Zumbach

Das Tipitaka

100 v. Chr.

(Dreikorb; Sanskrit: Tripitaka), Kanon der buddhistischen Schriften, der nach Themen geordnet aus drei Teilen oder „Körben“ besteht. Das Tipitaka wird von den Theravada-Buddhisten als vollständige schriftliche Sammlung der Lehren Buddhas angesehen. Auch der Mahajana-Buddhismus erkennt den Kanon als massgebliche Schrift an, wobei jedoch den Mahajana-Sutras eine grössere Bedeutung beigemessen wird. Sein Inhalt wurde von den Jüngern des Buddha anfänglich mündlich weitergegeben und in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. niedergeschrieben. Buddha zog offensichtlich Volkssprachen wie den weitverbreiteten Dialekt Pali dem Sanskrit vor, einer Sprache, die in priesterlichen und gebildeten Kreisen Indiens verbreitet war. Doch nach dem Tod des Buddha akzeptierten seine Anhänger schliesslich die Sanskrit-Sprache und übersetzten die ursprünglich in Dialekten ausgelegten Lehren ins Sanskrit. Grosse Teile dieser schriftlichen Sammlung, die auch als Sanskrit-Tipitaka bezeichnet wird, wurden ins Chinesische sowie ins Tibetische übersetzt. Der vollständige Kanon ist jedoch nur in Pali erhalten.

Das Zusammenstellen des Tipitaka begann mit dem 1. Buddhistischen Konzil in Rajagriha (dem heutigen Rajgir) kurz nach dem Tod Buddhas. Das Konzil, an dem 500 Arhats teilnahmen, war einberufen worden, um die von Buddha gelehrten klösterlichen Regeln (Vinaya) sowie die Lehre (Dharma) festzulegen, die in den Lehrreden des Buddhas (Sutras) enthalten sind. Man teilte schliesslich die Sutras in mehrere Sammlungen ein, die zuerst mündlich überliefert und dann in Sri Lanka niedergeschrieben wurden. Das niedergeschriebene Werk wird als Pali-Kanon bezeichnet. Auf dem 3. Konzil in Pataliputra (heute Patna) im 3. Jahrhundert v. Chr. wurde zum ersten Mal der dritte „Korb“ (Pitaka) der philosophischen Systematisierungen (Abhidharma) rezitiert. Der kanonische Status dieses letzten „Korbes“ ist jedoch umstritten. Der Mahajana-Buddhismus und einige der frühen Schulen nahmen ihn nicht auf, sondern fügten eigene Werke hinzu, so dass das Sanskrit-Abhidharma sich beträchtlich von der Pali-Fassung unterscheidet.

In seiner heutigen Fassung setzt sich das Tripitaka aus dem Vinaya-Pitaka, dem Sutra-Pitaka und dem Abhidharma-Pitaka zusammen. Das Vinaya-Pitaka, das die Regeln des Zusammenlebens von buddhistischen Mönchen und Nonnen festlegt, besteht aus drei Textgruppen: dem Sutta-Vibhanga (Trennung der Regeln), den Khandhakas (Abschnitten) und dem Parivara (Anhang). Das Sutta-Vibhanga ist unterteilt in das Mahavibhanga (Regeln für die Mönche) und das Bhikkhuni-Vibhanga (Ordensregeln für die Nonnen). Das Pratimoksha (Buch der Regeln) stellt das Kernstück des Sutta-Vibhanga dar. Es ist eine Sammlung von 227 Vorschriften für Mönche und 311 für Nonnen. Jede Vorschrift ist mit einer Geschichte verbunden, die erzählt, wie Buddha diese Regeln festlegte. Die 22 Khandhakas erklären Bestimmungen bezüglich des Aufbaus und der Funktion des Sangha sowie des klösterlichen Zusammenlebens. Sie befassen sich u. a. mit der Ordination, dem Klosterkalender, der Ernährung und Kleidung. Ein grosser Teil des ersten Khandhaka liefert eine Teilbiographie des Buddha, und die beiden letzten handeln von den frühbuddhistischen Konzilen. Das Parivara gilt im allgemeinen als Nachtrag zum Vinaya. Es besteht in Form von Fragen und Antworten und fasst im wesentlichen die Regeln und Vorschriften zusammen, die in dem Sutta-Vibhanga und den Khandhakas ausführlich erläutert werden. Neben dem Pali-Vinaya, das von den Mönchen der Theravada-Tradition befolgt wird, existieren mehrere andere Fassungen mit einer unterschiedlichen Anzahl an Regeln, von denen eine in Tibet und eine andere in China und Korea befolgt werden. So sind drei Vinaya-Fassungen als lebendige Traditionen erhalten, die

© Ch. Zumbach

sich auf Buddha zurückführen lassen.

Die Sammlungen des Sutra-Pitaka enthalten die historischen Reden des Buddha, die später durch umfassende Kommentare sowie Mythen und Legenden ergänzt wurden. Es ist in fünf Sammlungen unterteilt: Digha-Nikaya (Sammlung der langen Reden), Majjhima-Nikaya (Sammlung der mittellangen Reden), Samyutta-Nikaya (Sammlung der vereinten Reden), Anguttara-Nikaya (Sammlung der zahlenmässig gegliederten Reden) und Khuddaka-Nikaya (Sammlung der vermischten Texte). Diese Gruppierungen entstanden durch das Auswendiglernen der Sutras von Gelehrten, die sich dabei auf bestimmte Textlängen spezialisierten. Das Digha-Nikaya enthält 34 Sutras, von denen sich einige mit dem Leben und Tod des Buddha befassen. Das Majjhima-Nikaya umfasst 152 Sutras, obwohl die chinesische Übersetzung, die auf dem verlorengegangenen Sanskrit-Original beruht, aus 222 Sutras besteht. Das Samyutta-Nikaya enthält 59 Abteilungen, die nach fünf Gruppen geordnet sind: insgesamt sind es 2 941 Sutras, von denen einige zu den wichtigsten dogmatischen Erklärungen zählen wie z. B. über Anatman (das Fehlen einer ewigen Seele) und Pratitya-Samutpada (bedingtes Entstehen). Das Anguttara-Nikaya besteht aus 2 308 kurzen Sutras, die entsprechend der Anzahl der behandelten Themen in jeder einzelnen eingeteilt ist. Das Khuddaka-Nikaya enthält 15 unabhängige Werke, darunter Gedichte, Loblieder von Mönchen und Nonnen, dogmatische Erklärungen wie das berühmte Dhammapada (Wort der Lehre), und die Jatakas, die Erzählungen über die früheren Existenzen des Buddha. Ein Werk schildert die Existenzen der 24 früheren Buddhas.

Das Abhidharma-Pitaka in der Pali-Fassung enthält sieben Werke über Themen, die von der Lehre Buddhas abgeleitet sind, stellt aber überwiegend Lehren des Theravada-Buddhismus dar. Viele Mahajana-Schulen haben diesen „Korb“ durch eigene Abhandlungen ersetzt. Es handelt sich um Werke von Gelehrten, jedoch nicht um eigene Worte Buddhas. Das erste Werk ist das Dhammasangani (Zusammenfassung des Dharma), eine Kategorisierung der Wirklichkeit nach ethischen Grundsätzen; das Vibhanga (Trennung), das weitere Definitionen der verschiedenen Aspekte der Wirklichkeit liefert, und das Dhatukatha (Erörterung über die Elemente), das mehr Klassifikationen dieser Aspekte gibt, sind im wesentlichen Nachträge zu dem erstgenannten. Das Puggalapannatti (Bestimmung der Person) ist eine Klassifizierung von Arten der menschlichen Persönlichkeit, die grösstenteils dem Sutra-Pitaka entnommen wurde. Das Kathavatthu (Punkte des Meinungsstreites), dem Vorsitzenden des dritten buddhistischen Konzils, Moggaliputta, zugeschrieben, behandelt strittige Fragen und weicht zum Teil von der Lehre des Theravada ab. Das Yamaka (Paare) ist eine paarweise angeordnete Auflistung von grundlegenden psychologischen Vorstellungen. Das Patthana (Aktivierungen) behandelt erschöpfend 24 Formen von kausalen Beziehungen zwischen physischen und geistigen Phänomenen, wobei diese Werke in erster Linie für die fortgeschrittenen Schüler des Buddhismus verfasst wurden.

Nach seiner Festlegung setzte sich das Tipitaka als autoritative Schrift durch. Als vollständiges Werk blieb jedoch nur das in der Theravada-Tradition stehende Pali-Tipitaka erhalten. Neben dieser Fassung existieren noch fünf andere Vinaya-Fassungen, die früher zu verschiedenen frühbuddhistischen Schulen gehörten. Neben erhaltenen Teilen des ursprünglichen Sanskrit-Textes existieren fünf Vinaya-Fassungen in chinesischer und eine in tibetischer Übersetzung. Ein vollständiges Sanskrit-Pitaka ist in chinesischer Übersetzung und kleinere Teile in Sanskrit sowie in tibetischer Übersetzung erhalten. Ausserdem liegt ein vollständiges Abhidharma-Pitaka in Sanskrit vor. Das chinesische und tibetische Tipitaka sowie andere Tipitaka-Fassungen enthalten Sammlungen verschiedener Traditionen, so z. B. mahajanistische Sutras, Abhandlungen, Tantras sowie Kommentare.

© Ch. Zumbach

Chinesische Religion

ab 400 v. Chr.

Glaubensformen in China. Gewöhnlich werden Konfuzianismus und Taoismus als die beherrschenden Religionen Chinas bezeichnet. Beim Konfuzianismus sowie dem ursprünglichen Taoismus handelt es sich jedoch um Philosophien, wobei letzterer später rituelle und kosmologische Elemente in sich aufnahm. Konfuzius und seine Nachfolger waren in ihrer Philosophie weniger auf die Achtung der Götter als auf praktische Handlungsanweisungen für das weltliche Leben ausgerichtet. Der konfuzianische Tempel besteht nur aus einem Raum, in dem die Begründer des Konfuzianismus verehrt werden. Die Glaubensformen des größten Teiles der chinesischen Bevölkerung, die polytheistische Züge tragen und als Volksreligion bezeichnet werden, unterscheiden sich jedoch wesentlich von den Philosophien der traditionellen konfuzianischen Elite.

Spätere Taoisten übernahmen viele der Kulte und Rituale des volkstümlichen chinesischen Glaubens und nach dem 2.Jahrhundert n.Chr. auch das vom Buddhismus entlehnte religiöse System. Dabei bildete sich im Gegensatz zum ursprünglichen philosophischen Taoismus eine eigenständige Richtung, ein religiöser Taoismus, heraus, als dessen Vertreter die chinesischen Denker des Altertums Laozi und Zhuangzi gelten. Dieser Gegensatz innerhalb des Taoismus fand seinen Niederschlag in der formalen Trennung zwischen den „kleinen Riten“ der verschiedenen Medien, Exorzisten und Kulte der volkstümlichen Shenjiao-Religion (Götter des Geistes) und den „großen Riten“ der taoistischen Priester.

Seit den ältesten Zeiten wurden in der chinesischen Religion sowohl ein Pantheon der Götter – mit Shang Di („Der Herr in der Höhe“) an der Spitze – wie auch die Ahnen verehrt, wobei die vorherrschende Verehrungsform das rituelle Opfer von Nahrungsmitteln und Wein war. Der Ahnenkult der Herrscherhäuser der Shang-Dynastie und der Zhou-Dynastie bestand in Opferzeremonien. Diese fanden in den Ahnenhallen der betreffenden Sippen statt, wobei kunstvoll gestaltete Bronzegefäße verwendet wurden. Die Opfergaben sollten die Seelen der Ahnen ernähren und galten als wesentliche Voraussetzung für das Fortbestehen einer bestimmten Dynastie. Die Könige der Zhou-Dynastie opferten sowohl ihren Ahnen wie auch dem Herrn des Himmels, den sie sich abstrakt als Tian (Himmel) vorstellten. Dieser verlieh den Lehnsherren aufgrund des so genannten Mandats des Himmels (Tian-ming) ihre Legitimität. Staatliche Zeremonien wurden im Mingtang abgehalten, einem geheimnisvollen Gebäude mit rundem Dach auf quadratischem Unterbau, das Himmel und Erde symbolisieren sollte. Innerhalb eines Jahres wurde dieses vom Herrscher einmal umschritten.

Die Lehnsherren und das gewöhnliche Volk opferten ihren eigenen Ahnen sowie lokalen Natur- und Landwirtschaftsgottheiten. Während der anarchischen Zeit der Streitenden Reiche (403-221 v.Chr.), als die Macht der Zhou-Dynastie verfiel, unterbanden die sich bekämpfenden Prinzen zum Zeichen ihres Sieges die Opferriten der besiegten Gegner. Während der Qin-Dynastie und der frühen Han-Dynastie konzentrierten die herrschenden Schichten ihr Interesse auf das Mandat des Himmels und auf die Legitimierung der politischen Strukturen. In dieser Zeit zogen sich die Anhänger des mystischen, kontemplativen (besinnlichen) Taoismus häufig in Gebirgsregionen zurück. Infolge der Expansion Chinas nach Süden gewannen die Traditionen des Schamanismus, der Zauberei und der Geisterbeschwörung, die dort besonders verbreitet waren, zunehmend an Bedeutung.

Während der späteren Han-Dynastie entstanden breitere religiöse Bewegungen. Chang Daoling, ein

© Ch. Zumbach

Vertreter des Taoismus, verkündete, er habe 142 n.Chr. in den Bergen von Sichuan eine Offenbarung von dem taoistischen Weisen Laozi empfangen, und begründete die Tianshidao-Bewegung (Weg der himmlischen Herren). Diese Offenbarungsbewegung sollte die korrupten Volkskulte unter der Schirmherrschaft Laozis (inzwischen als unsterblicher Xian vergöttert) verdrängen und legte besonderen Wert auf tugendhafte Handlungen und Wohltätigkeit in Übereinstimmung mit dem Tao (Weg) des Himmels. Der Kult verbreitete sich in ganz Sichuan und spaltete seine Anhänger in zwei um lokale Tempel gruppierte Gemeinden. Sie wurden als Gesellschaft der fünf Reiskörner bekannt, entsprechend dem von jedem Haushalt abgegebenen Zehnten. Viele ihrer Lehren und Praktiken, wie z.B. das Verbrennen niedergeschriebener Gebete zur Anrufung eines Götterpantheons sowie allegorische Neuinterpretationen von Laozis Taoteking, leben auch in der modernen chinesischen Religion weiter.

Andere Praktiken, wie die rituellen Orgien bei Neumond, sind altüberlieferte Agrartraditionen, die größtenteils verschwanden. Die Götter wurden der Volkstradition oder lokalen Kulten entlehnt und dem neuen hierarchischen Pantheon beigefügt. 184 n.Chr. rebellierte eine weitere taoistische Glaubensrichtung, die Gelben Turbane, in Shandong. Obwohl der Aufstand niedergeschlagen wurde, entwickelte sich der Tianshidao zum offiziellen Glauben des nach der Han-Dynastie entstandenen Nordstaates Wei (220-265 n.Chr.). Dies führte zur Begründung des organisierten religiösen Taoismus.

Der Einbruch nördlicher Fremdvölker führte zum Zerfall der westlichen Qin-Dynastie (265-316) sowie zur Vertreibung zahlreicher Flüchtlinge in den Süden des Landes, wodurch sich der Tianshidao in den neuen Gebieten verbreitete. Die örtlichen Glaubensformen wurden von der Sekte bekämpft und teilweise auch aufgenommen, während die Bekehrten angesehener südlicher Familien den Tianshidao zunehmend mit südlichen Kulten zu verbinden begannen. Zwischen 346 und 370 verkündete der Prophet Yang Xi, unterstützt von vertriebenen südlichen Aristokraten, eine Reihe von Offenbarungen, die ihm angeblich die Unsterblichen des höchsten Himmels zuteil werden ließen. Sein Mao-Shan-Kult verquickte den Tianshidao auf brillante Weise mit südlichen Glaubensformen bezüglich der Berggottheiten aus den Höhlenhimmeln, mit buddhistischen Elementen und jahrtausendealten Prophezeiungen von einer Weltläuterung durch eine erdgeschichtliche Katastrophe. Einige der Tianshidao-Praktiken, wie z.B. die Fruchtbarkeitsriten und Tempelabgaben, wurden zugunsten lokaler Gottheiten (wie des Berggeistes Mao, auf den der Name des Kultes zurückgeht) aufgegeben.

Zu Beginn des 5.Jahrhunderts sollte die taoistische Religion von einer anderen Gruppe von Aristokraten bestimmt werden, die ein System von taoistischen Anschauungen sowie liturgische Zeremonien entwickelten. Aufgrund ähnlicher Entwicklungen im Norden, insbesondere weiterer Offenbarungen Laozis durch den Taoisten Kou Qianzhi aus dem Jahr 415, bildete sich ein reformierter, zum Staatsglauben des nördlichen Wei-Reiches (386-534) erklärter Tianshidao heraus, der von sexuellen und anderen Exzessen befreit war und ein buddhistisches Zölibat umfasste.

Im Zug der Wiedervereinigung Chinas im 6.Jahrhundert unter der Sui- und der Tang-Dynastie verbreitete sich die taoistische Religion über das gesamte Gebiet des gewaltigen Reiches und wurde praktisch zum nationalen Kult erhoben. Vorherrschend war die südliche Tradition des Mao-Shan-Kultes, die den Begründer der Tang-Dynastie, Li Yüan, als langersehnten Messias anerkannte. Neben dem Taoismus existierten im Reich auch noch andere Religionen, wie der Buddhismus und die Nestorianerkirche. Durch das Erstarken des Taoismus kam es 845 zu Verfolgungen von Buddhisten, die von protaoistischen Kaisern ausgingen. Der Einfluss des Taoismus griff auch auf Korea und Japan über, wobei sich der taoistische Gottesdienst jedoch in keinem der beiden Länder etablieren konnte. Die Blütezeit der

taoistischen Religion setzte sich auch unter der Song-Dynastie fort, in der die Nachfolger Chang Daolings als leitende Persönlichkeiten des Taoismus öffentlich anerkannt wurden. Der Mao-Shan-Kult wurde reformiert und trug die Bezeichnung Zhengyidao (Weg der orthodoxen Einheit), während in Nordchina, nach der Vertreibung der Song-Dynastie südlich vom Jangtsekiang (1126), neue Glaubensgemeinschaften entstanden; dazu gehörten die Zhentadao (der vollkommene und große Tao) und die Taiyi (Höchste Einheit). Die Mongolenherrscher der Yuan-Dynastie begünstigten vornehmlich die mönchische Quanzhen-Sekte (vollkommene Verwirklichung).

Unter späteren Dynastien wurde in der taoistischen Religion die Lehre von den Drei Religionen (Sanjiao) entwickelt, welche die Einheit des Konfuzianismus, Taoismus und des Buddhismus vertrat. Die Herrscher der späteren Dynastien beteten jedes Jahr zur Wintersonnenwende im kreisförmigen Himmelsaltar von Peking den Himmel an. Der Altarbau ist zum Himmel hin offen, und die abgehaltene Zeremonie stellt eine Verbindung traditioneller religiöser und kosmologischer Anschauungen dar.

Nach der Regierungsübernahme durch die Kommunisten 1949 war die taoistische Religion wie auch die meisten anderen traditionellen chinesischen Glaubensformen starken Verfolgungen ausgesetzt. Der 63. taoistische Patriarch und Nachfolger Chang Daolings flüchtete nach Taiwan, das seit dem 17.Jahrhundert eine Hochburg des Taoismus war. Taiwan, Hongkong, Singapur, Malaysia und andere Gebiete, in denen sich Chinesen ansiedelten, zählen heute zu den bedeutendsten Zentren einer lebendig gebliebenen taoistischen Religion. Doch haben bestimmte Traditionen auch im chinesischen Mutterland überlebt und erwachten nach den dogmatischen kommunistischen Verfolgungszeiten zu neuem Leben.

Die taoistische Religion bezieht sich auf drei verschiedene Arten verehrungswürdiger Wesen: Götter, Geister und Ahnen. Zu den Geistern gehören oft die vernachlässigten Ahnen, während bedeutende Ahnen oder historische Persönlichkeiten in die Reihen der Götter aufgenommen wurden, wie z.B. Zhang, der sich zum Kriegsgott Guan Di entwickelte.

Die Verehrung von Göttern und Ahnen dient traditionsgemäß dazu, mit Hilfe der Götter materielle Ziele zu erreichen und oft werden die Bildnisse der Götter und Ahnentafeln zerstört, wenn die Bitten nicht erfüllt werden. Die Verehrung der Götter umfasst gewöhnlich Gebete, das Opfern von Nahrungsmitteln und Weihrauch, ferner das Verbrennen von Bittgebeten (angefertigt nach dem Vorbild rechtlicher und amtlicher Bittschriften) sowie Opfergeld. Ein Großteil dieser Praktiken geht auf die Heilsriten der Tianshidao-Sekte zurück, die sich zur Heilung von Krankheiten an die verschiedenen himmlischen Richter und Beamten der Hierarchie der Gottheiten wandten. Die Götter werden auch durch bildliche Darstellungen sowie kleine Schreine verehrt. Beispiele hierfür sind die neben Laden- und Haustüren angebrachten Abbildungen der Türgötter oder die an Straßen, Brücken und Hochhäusern befindlichen Weihrauchschreine der Tudi (lokale Erdgötter).

Die taoistischen Priester leiten Anbetungszeremonien, die in der Tradition Zhai (Exerzitien) genannt, heute jedoch gewöhnlich als Jiao (Opfergaben) bezeichnet und im Freien unter Rezitationen und Weihrauchopfern abgehalten werden. Dadurch soll der Lebende begünstigt sowie Fürsprache für die Toten bei den Richtern des Jenseits eingelegt werden. Die spektakuläreren Riten des frühen Taoismus, wie z.B. die Bußriten, bei welchen sich die Teilnehmer mit Asche einrieben und sich im Schlamm wälzten, sind heute weitgehend verschwunden. Die Jiao, die regelmäßig in Hongkong und Taiwan abgehalten werden, sind von unterschiedlicher Länge und beinhalten verschiedene Riten, wobei die meisten zwischen drei und fünf Tagen dauern. Die bedeutendsten, die Erneuerung der Tempelgemeinschaft betref-

fenden Zeremonien finden nur einmal in 60Jahren statt. Es können sowohl lokale Gottheiten wie auch die von einer größeren Allgemeinheit verehrten angebetet werden, wie z.B. Fulushou (Drei Glücksgötter) und Zao Shen, der Küchengott, der am Herd sitzt. Die bedeutenderen Zeremonien werden von taoistischen Priestern geleitet, während die kleineren rituellen Feierlichkeiten auch den örtlichen, spezialisierten Rezitatoren, die üblicherweise die Bestattungsriten durchführen, sowie den Fashi (Zauberern) überlassen werden können. Sie alle werden auch zu exorzistischen Handlungen und Heilungen herangezogen, wobei den taoistischen Priestern aufgrund ihres umfassenderen Wissens und höheren Status größere Verehrung zuteil wird.

Exorzismus und Kontaktaufnahmen mit den Toten sind in der chinesischen Religion recht weit verbreitet. Die schwierigsten exorzistischen Handlungen, wie z.B. das Austreiben von Dämonen bei Geisteskranken oder die Befreiung eines von Geistern heimgesuchten Hauses, werden gewöhnlich von den taoistischen Priestern vorgenommen. Die Fashi arbeiten mit Medien, die als Empfänger für Götter oder Geister der Ahnen gelten und deren Worte und Gebärden von ersteren gedeutet werden.

Beim Ahnenkult werden Nahrungsmittel geopfert sowie die Geister (Shen) der Familienahnen im Gebet angerufen, um ihre Hilfe zu erbitten und um sie vor dem Schicksal der hungrigen Geister oder Gui zu bewahren: Ein Shen bedarf ritueller Opfergaben vonseiten der Familienmitglieder, um nach dem Tod in den Himmel emporsteigen zu können, andernfalls wird er als rachsüchtiger Gui wiederkehren. Der Ahnenkult wird allgemein in zwei Verehrungsformen unterteilt. Die erste ist die Hausverehrung, bei der es sich um die Ahnen jüngster Generationen handelt, deren Namen über dem Familienaltar eingetragen sind. Die zweite Form ist die Verehrung von Sippenahnen bedeutender Abstammung (vorwiegend in Südchina), deren Namen auf Ahnentafeln in den Sippentempeln der Familie verewigt werden. Bei letzterer versammeln sich die ältesten der Familienangehörigen im Tempel, insbesondere während der jährlich stattfindenden Verehrungszeremonie, wobei den Ahnen Schweine geopfert werden. Die Ahnentempel, die oft aus großartigen Bauten bestehen, verkörpern die Macht und den Ruhm der Sippe. Die einzige Möglichkeit, die ewige Verehrung des eigenen Namens sicherzustellen, ist die Aufnahme in den Familienkult, die aufgrund einer Beitragszahlung erfolgt. Bei der Hausverehrung werden nach etwa fünf bis sechs Generationen die Ahnentafeln erneuert, wobei die Namen der ältesten Ahnen schließlich wegfallen.

Die taoistische Religion bewahrte die Tradition der kontemplativen Mystik, die zum Teil von der taoistischen Philosophie abgeleitet wurde. In Taiwan und in anderen Ländern werden Atemübungen und andere dem Yoga verwandte Praktiken eingesetzt. Da der menschliche Körper als verkleinertes Abbild der äußeren Welt betrachtet wird, gibt es Praktiken, die darauf ausgerichtet sind, die im Menschen innewohnenden Götter meditativ zu suchen.

Das Buch der Wandlung (Yi-jing, I-ching, I Ging) ist einer der chinesischen Klassiker des Konfuzianismus, es fand für Weissagungen und als moralisches, philosophisches und kosmologisches Kompendium Verwendung.

© Ch. Zumbach

Yi-jing, I-ching, I Ging

1150 v. Chr.

(chinesisch: Buch der Wandlungen). Das Buch ist einer der chinesischen Klassiker des Konfuzianismus, es fand für Weissagungen und als moralisches, philosophisches und kosmologisches Kompendium Verwendung. Es basiert auf 64 symbolischen Hexagrammen, von denen jedes aus einem Paar Trigramme besteht, die wiederum aus drei parallelen Linien gebildet sind. Diese Linien sind entweder fest – und repräsentieren so das Yang, das aktive Prinzip – oder unterbrochen; dann stellen sie das passive Prinzip des Yin dar. Dieses System orientiert sich an der frühchinesischen Kosmologie, die alle Phänomene mit der periodischen Ab- und Zunahme von Yin und Yang erklärte. Es gibt acht Grundtrigramme, von denen jedes die Bezeichnung eines natürlichen Phänomens trägt. Die gesamten 64 Hexagramme sind in allen möglichen Konstellationen der sechs Linien angeordnet. Das Yi-jing wird konsultiert, indem 50 Stängel der als magisch geltenden Pflanze Schafgarbe aufgeteilt und abgezählt werden, oder durch das Stoßen von Münzen, deren Zahlen dann die Linien für das entstehende Hexagramm ergeben. Die Zahlen besagen, ob eine Linie Yin oder Yang ist und ob sie unbewegt oder bewegt ist (und im Begriff, sich in ihr Gegenteil zu verkehren). Die Hexagramme befinden sich daher in einem angenommenen ständigen Wechsel. In dieser Bewegung des Ineinanderübergehens manifestiert sich die zyklische Ordnung des Universums.
Die Hexagramme des Yi-jing sind ursprünglich aus Symbolen der chinesischen Wahrsagerei hervorgegangen. Der Legende nach hat der sagenumwobene Gott-Kaiser Fuxi (um 2400 v. Chr.) die acht Trigramme auf dem Rücken einer heiligen Schildkröte entdeckt. (Die ältesten chinesischen Wahrsager sagten die Zukunft voraus, indem sie Löcher in Knochen oder Schildkrötenpanzer brannten und die entstehenden Risse untersuchten; dies ist möglicherweise der Ursprung der Linien des Yi-jings.) Die symbolische Bedeutung jedes Hexagramms wird in kryptischen poetischen Passagen und in philosophischen Kommentaren aufgeschlüsselt. Die ältesten Teile des Yi-jing werden bis in die frühe Zhou-Dynastie zurückdatiert. Der Überlieferung nach soll Wen Wang (um 1150 v. Chr.) die urprünglichen wahrsagerischen Hexagramme um moralische Ratschläge erweitert haben. Konfuzius und seine Anhänger fügten später wahrscheinlich weitere philosophische Kommentare hinzu. Glückshexagramme aus dem Yi-jing tauchen als Motiv häufig in den chinesischen Künsten auf.

© Ch. Zumbach

Die Bhagavadgita

100 v. Chr. - 300 n. Chr.

(Sanskrit: Gesang des Erhabenen), ein in Sanskrit geschriebenes philosophisch-religiöses Lehrgedicht, das 700 Verse umfasst, die wiederum in 18 Kapitel unterteilt sind. Das Werk ist ein heiliger Text des Hinduismus. Fast jeder bedeutende indische Philosoph verfasste einen Kommentar zur Bhagavadgita, von der zahlreiche Übersetzungen und Interpretationen erschienen.

Mit Vedanta werden alle Systeme bezeichnet, die nach den Upanishaden entstanden und auf diesen basieren. Der weitaus bedeutendste Text der Vedanta ist die im 1. Jahrhundert v. Chr. entstandene Bhagavadgita, welche ein Teil des Mahabharata bildet. In der Bhagavadgita wird der eine Allgott gita verehrt, dessen Erscheinungsformen Geist (purusha) und Natur (prakriti) sind. Die Bhagavadgita lehrt drei Wege der Erlösung (moska): den Weg der Tat (karma), den Weg der Frömmigkeit (bhakti) und den Weg des Wissens (jnana). In der Tradition der Vedanta stand vor allem Shankara, einer der wichtigsten indischen Philosophen, der die Lehre von der Maya weiterentwickelte. Die zentrale Aussage seiner Philosophie kommt in dem Satz zum Ausdruck, dass das Wirkliche dasjenige wäre, dessen Negation unmöglich sei.

Die Bhagavadgita, das sechste Buch des Epos Mahabharata, hat die Form eines Dialogs zwischen dem fleischgewordenen Gott Krishna und einem menschlichen Helden, dem Prinzen Arjuna. Er findet auf dem Feld von Kurukshetra vor der grossen Mahabharata-Schlacht statt. Als Arjuna sich weigert, gegen Freunde und Verwandte in den Krieg zu ziehen, belehrt ihn Krishna, dass er nach der Pflicht seiner Kaste als Krieger zu kämpfen habe. Bevor der Kampf zwischen den Pandavas und Kauravas beginnt, erklärt Krishna in einem Dialog mit Arjuna das Wesen der Seele und den richtigen Weg zu Gott.

Die Bhagavadgita enthält fundamentale Lehren des Hinduismus, wie über die Unsterblichkeit der individuellen Seele (Atman) und ihre Übereinstimmung mit der obersten Gottheit (Brahman), den Prozess der Reinkarnation und die Notwendigkeit, auf die Früchte der eigenen Taten zu verzichten. Das Werk lehnt sich stark an die Lehren der Upanishaden und das philosophische System Sankhya an, in dem Geist (Purusha) und Materie (Prakriti) einander ergänzen. Krishna versöhnt die entgegengesetzten Forderungen von Opfer und weltlicher Pflicht einerseits und Meditation und Verzicht andererseits durch seine Ergebenheit gegenüber Gott (siehe Bhakti). Für kurze Zeit erscheint dieser Gott in seiner schrecklichen Gestalt des jüngsten Gerichts, bevor er sich wieder in die verständnisvolle menschliche Gestalt Krishnas zurückverwandelt.

Mahabharata (Sanskrit: der grosse Kampf der Nachkommen des Bharata), neben dem etwas kürzeren Ramayana eines der beiden bedeutendsten altindischen Epen, das zu den wichtigsten frühen Quellen des Hinduismus gehört. Es besteht aus 18 Büchern und einem Anhang, dem Harivamsha, umfasst insgesamt mehr als 100 000 Doppelverse und verarbeitet Themen aus Geschichte, Mythologie, buddhistischer und hinduistischer Religion.

Im Mittelpunkt der Mahabharata steht die Schilderung der Auseinandersetzung zwischen den blutsverwandten Adelsfamilien der Pandava und Kaurava um den Besitz des Königreiches Kurukshetra im Norden Indiens, die schliesslich mit der Hilfe des Gottes Krishna von den Pandava gewonnen wird. Darin eingestreut finden sich kleinere Erzählungen wie Göttermythen, Tierfabeln, religiöse Lieder oder

© Ch. Zumbach

Lehrgedichte. Dazu gehört auch die Bhagavadgita im sechsten Buch, ein Zwiegespräch zwischen Krishna, der achten Reinkarnation des Gottes Vischnu, und dem Pandava-Helden Arjuna über den Sinn des Lebens, das zentrale Glaubenswahrheiten der hinduistischen Religion beinhaltet. Es beeinflusste das Gedankengut und die Literatur des Hinduismus viele Jahrhunderte hindurch. Der im Anhang des Mahabharata überlieferten Harivamsha (Sanskrit: Geschlecht des Hari = des Gottes Vischnu in der Gestalt Krishnas), ein Epos in über 16 000 Doppelversen, beschäftigt sich ausführlich mit Leben und Abstammung von Krishna. Das Mahabharata wurde um 300 v. Chr. begonnen, bis ungefähr 300 n. Chr. mehrfach ergänzt und in verschiedenen regionalen Versionen überliefert.

Krishna (Gott), gilt in der Mythologie des Hinduismus als Avatara, als achte Inkarnation des Gottes Vishnu, für die meisten seiner Anhänger jedoch einfach als der oberste Gott und universelle Erlöser, der keine Beschränkungen von Zeit und Ort kennt.
Über Jahrhunderte vermischten sich eine Vielzahl von Krishna-Vorstellungen miteinander. Darunter Krishna der „Butterdieb", ein ungezogenes, aber liebenswertes Kind (das mit der Stadt Vrindavan, südlich von Delhi, in Verbindung gebracht wird), sowie Krishna der blauhäutige, flötenspielende Hirtengott (die wörtliche Bedeutung von Krishna ist „der Dunkle" bzw. „der Schwarze"). Seine zwei, für die Geschichte des Hinduismus bedeutendsten Verkörperungen sind allerdings Krishna der Kriegsheld des Mahabharata sowie Krishna der Gott der Kuhherde und Liebling der Hirtinnen.
Der kriegerische Krishna des Mahabharata-Epos ist wahrscheinlich aus der Verschmelzung zweier Stammeshelden entstanden. Als König Arjunas Wagenlenker übernimmt er die Schlüsselrolle in der bekanntesten Episode des Mahabharata, dem „Gesang des Erhabenen" oder der Bhagavadgita. In dieser Rolle lehrt Krishna verschiedene Wege zur Erlösung und gibt sich als allmächtiger Gott zu erkennen. Er ist demnach der einzig wirklich Handelnde im Universum und somit der einzige Gegenstand, dem Liebe entgegengebracht werden kann, wobei er seinerseits die Liebe seiner Anhänger erwidert.
Während die Bhagavadgita der körperlichen Liebe (siehe Bhakti) einen verhältnismäßig geringen Spielraum zuweist, wird diese im Fall des Kuhhirten Krishna zutiefst gefühlvoll und erotisch dargestellt. Die Liebesbeziehung zwischen Gott und den Gläubigen wird in den beliebten Geschichten von Krishnas Begegnungen mit der verheirateten Hirtin Radha dargestellt. Die Erzählungen wurden in umfangreichen Schriftwerken niedergelegt, vor allem in der Bhagawata Purana aus dem 9. Jahrhundert wie auch in Jayadevas Gitagowinda, dem „Gesang des Kuhhirten". Mit der Verbreitung des Krishna-Kultes in ganz Indien wurden sie auch zum beliebten Thema künstlerischer Darbietungen und Theateraufführungen.
Zwei wichtige Persönlichkeiten der späteren theologischen und religiösen Entwicklung des Krishna-Kultes, die beide im 16. Jahrhundert wirkten, sind der bengalische Caitanya und der aus Südindien stammende Vallabhacaraya. Die Hare-Krishna-Bewegung (Internationale Gesellschaft für Krishna-Bewusstsein) geht unmittelbar auf die von Caitanya begründete Form der Krishna-Verehrung zurück.

© Ch. Zumbach

Neue Religionen

ab 1200 n. Chr.

(1) Erneuerungen und Neubildungen von Religionen, die unter dem Vorherrschen der grossen religiösen Traditionen erfolgt sind, (2) traditionsübergreifende universalistische Neubildungen auf dem Hintergrund der klassischen Religionen, (3) Krisenkulte und prophetische Bewegungen.

Indien, Japan, Korea, Nordamerika/Europa sind Hauptzentren neuer religiöser Bewegungen.

Folgende Religionen entstanden in Indien:

Der intensive Westkontakt am Anfang des 19. Jahrhunderts führte zu einer Renaissance des Hinduismus in der Form des Neuhinduismus. Die Reformbewegungen waren Antwort auf den moralischen Verfall, der in der Korrumpiertheit des Priesterstandes bestand und zudem in Witwenverbrennungen, Unterdrückung der Kastenlosen sowie Kindsaussetzungen zum Ausdruck kam.

Begründer des Brahma-Samaj (Brahma-Vereinigung) war Ram Mohan Roy (1772-1833). Er wurde von der Frömmigkeit des orthodoxen Hinduismus, islamischer Mystik sowie persönlichen Begegnungen mit Christen geprägt. Der Monotheismus, den Roy in den Veden und Upanishaden aufzufinden glaubte, war Grundlage seines Denkens. In seiner Schrift The Precepts of Jesus. The Guide to Peace and Happiness (1820) charakterisiert er Jesus, den er „den grössten aller Propheten“ nennt, als ethischen Lehrer und religiösen Verkünder. Während Debendranath Tagore (1817-1905) christliche Einflüsse stärker zurückdrängte, war sein Schüler Keshab Chandra Sen wieder stärker christlich orientiert.

Radikal antichristlich und nationalistisch war der 1875 gegründete Arya-Samaj (Arier-Vereinigung). Sein Hauptführer Dayananda Sarasvati bekannte sich zu einem radikalen Monotheismus und bekämpfte soziale Missstände.

Auf Ramakrishna geht die auf der Vedanta-Philosophie beruhende Ramakrishna-Mission zurück. Wichtigster Schüler Ramakrishnas war Vivekananda, der als erster Hindu 1893 auf dem „Weltparlament der Religionen“ in Chicago sprach.

Sri Aurobindo, Begründer des Integralen Yoga, lehrte die Vision eines neuen Menschen und eines neuen Zeitalters. 1955 wurde die ordensähnlich organisierte Ananda Marga (Weg der Glückseligkeit) von Sri Anandamurti gegründet. Er verknüpft den Kundalini-Yoga mit gesellschaftsreformerischen Impulsen.

Die auf Chinmoy Kumar Ghose zurückgehenden Sri Chinmoy Centres sind in über 50 Ländern verbreitet. Sri Chinmoy war zeitweilig Mitglied des Aurobindo-Ashrams und vereint in seiner Person Guru, Dichter, Musiker, Maler und Sportler.

Brahma Kumari (Töchter Brahmas) heissen die meist weiblichen Anhänger des Dada Lekh Raj (1876-1969), der sich als Verkörperung des Gottes Brahma und „Werkzeug des neuen Zeitalters“ betrachtet. Seit 1952 befindet sich auf dem heiligen Berg Abu (Rajastan) der offizielle Sitz der Brahma Kumaris World Spiritual University.

© Ch. Zumbach

Die volkstümlich Hare-Krishna-Bewegung (Internationale Gesellschaft für Krishna-Bewusstsein, englisch International Society for Krishna Consciousness, ISKCON) ist keine neue Religion, sondern vielmehr ein Zweig der vishnuitischen Bhakti-Tradition, die auf Sri Caitanya Mahaprabhu (1486-1534) zurückgeht. ISKCON wurde 1966 in den USA von A. C. Bhaktivedanta Swami Prabhupada (1896-1977) gegründet, der 1922 von Bhaktisiddhanta Sarasvati (1874-1937) den Auftrag zur Westmission erhielt. Ein von ISKCON-Fundamentalisten sich unterscheidender liberaler bzw. Reformzweig hat dafür gesorgt, dass die in den siebziger Jahren dominierende Tendenz zur Weltabschottung einer weltoffeneren Haltung Platz gemacht hat.

Hare-Krishna-Bewegung, fußt auf einer Vishnu verehrenden Bhaktisekte, deren zentrale Gestalt der Gott Krishna ist. Ihre Mitglieder führen ein asketisches, mönchsähnliches Dasein und lehnen Fleisch, Drogen, Glücksspiele sowie Geschlechtsverkehr, der nicht der Fortpflanzung dient, ab.
Die Bewegung wurde 1966 von A. C. Bhaktivedanta Swami Prabhupada in den Vereinigten Staaten gegründet und verbreitete sich rasch in vielen westlichen Großstädten. Prabhupada verkündete sich als letzten Vertreter einer Reihe göttlicher Meister des Geistes, deren erster der im 16. Jahrhundert lebende Mönch Chaitanya war. Um Frieden und Glückseligkeit zu erlangen, müssen die Gläubigen ihr Leben in den Dienst Krishnas und seiner sterblichen Vertreter stellen, wobei sie sich auf die in der Bhagavadgita enthaltenen Lehren stützen.

Verschiedene Mantras, wie Hare Krishna und Hare Rama, werden sowohl privat, zur persönlichen Läuterung, wie auch in der Öffentlichkeit bei Straßenprozessionen rezitiert. Die Mitglieder tragen safrangelbe, lange Gewänder, wobei die Männer häufig kahl geschoren sind und die Frauen Kopfbedeckungen tragen müssen. Ihre weltlichen Aktivitäten umfassen Gemeinschaftsarbeit, das Anwerben neuer Mitglieder sowie Gelegenheitsarbeiten. Bekanntester Anhänger ist der Ex-Beatle George Harrisson (My Sweet Lord). Der Bewegung wurden Gehirnwäsche und die Anwendung aggressiver Methoden bei der Bekehrung Jugendlicher vorgeworfen. Trotzdem werden sie von vielen westlichen und indischen Hindugemeinschaften als echte Hindu anerkannt. In Deutschland zählt die Bewegung etwa 200 Anhänger, weltweit etwa 15 000.

1976 verkündete Sathya Sai Baba die universalistische, auf die Einheit aller Religionen in Liebe abzielende Sai-Religion.

Die Theosophical Society (Theosophische Gesellschaft) wurde 1875 von der spiritistisch veranlagten Helena Petrovna Blavatsky (1831-1891) in New York gegründet. Diese vertritt eine Lehre der Theosophie, die buddhistische und hinduistische Glaubensvorstellungen miteinbezieht. 1879 wurde die Theosophische Gesellschaft nach Indien verlegt. Nachfolgerin von dem ersten Präsidenten H. Steel Olcott wurde Annie Besant (1847-1933), die hinduistische Gedanken in den Vordergrund stellte. Die Bewegung breitete sich von Indien nach Europa und Amerika aus. Die Theosophen selbst verstehen ihre Gesellschaft nicht als Religion, sondern als eine Gottesschau. Ihre bedeutendste Abspaltung ist die 1923 gegründete Anthroposophische Gesellschaft.

Transzendentale Meditation (TM) wurde in den fünfziger Jahren von Maharishi Mahesh Yogi (geb. 1918) gegründet. Anfang der sechziger Jahre kam sie nach den USA und Europa. TM verleiht jedem Schüler ein Mantra, mit dessen Hilfe innere Ausgeglichenheit, bessere soziale Beziehungen und eine ideale Gesellschaft erzeugt werden könnten.

© Ch. Zumbach

Folgende Religionen entstanden in Japan:

Die meist aus Hauskreisen (ko) hervorgegangenen japanischen Neureligionen sind Laienbewegungen. Diese betonen die Erhaltung der Gesundheit sowie die Beseitigung von Leiden. Die ekstatisch veranlagten, meist weiblichen Gründergestalten fühlen sich von Göttern bzw. Geistern besessen und besitzen dadurch ein besonderes Charisma. Die Neureligionen vertreten einen universalen Anspruch, der sich in ihrer internationalen Ausbreitung sowie in der Missionierung von Nicht-Japanern zeigt. Die synkretistischen Neureligionen, die Einflüsse aus Buddhismus, Shintoismus und des Christentums in sich vereinen, engagieren sich vielfach für den Frieden. Die auf das Verständnis der breiten Masse zugeschnittenen Lehren der Shinto-Bewegungen unterscheiden sich von den theologisch reflektierteren Neugründungen des Buddhismus. Wichtige Neureligionen sind Tenrikyo (gestiftet 1838), Konkokyo (1859), Omotokyo, Seicho No Ie (1930), Rissho Kosei-kai (1938), Soka Gakkai.

Folgende Religionen entstanden in Korea:

Die in die Hunderte gehenden koreanischen Neureligionen haben synkretistischen Charakter, d. h. in ihnen verschmelzen verschiedene Elemente aus den traditionellen Religionen. So verbindet die im 19. Jahrhundert entstandene Tonghak-Bewegung Elemente des Schamanismus, Taoismus, Buddhismus, Konfuzianismus und des Christentums. Aus ihr gingen die Chondogyo (Chondo-Kirche) und Chungsan-kyo hervor. Antijapanisch eingestellt ist der Anfang des 20. Jahrhunderts entstandene Tangun-Kult, der den Ahnherrn Koreas in den Mittelpunkt stellt.

Der neureligiöse, überwiegend von Frauen praktizierte Won-Buddhismus verbindet buddhistische Geistigkeit mit konfuzianischer Familienethik und christlicher Organisation. Im Westen ist die von Sun Myung Moon (geb. 1920) 1954 in Seoul gestiftete Vereinigungskirche bedeutsam geworden. Der aus buddhistischer Tradition stammende Moon konvertierte 1930 zum protestantisch-presbyterianischen Christentum. Aufgrund einer Christusvision hält sich Sun Myung Moon zur „grossen Mission“ beauftragt, um die angeblich gescheiterte Mission Jesu zu vollenden. Kernbotschaft der in der heiligen Schrift Divine Principle niedergelegten Gedanken Moons ist die Lehre von der Verbindung eines „vollkommenen Mannes“ mit einer zur Vollkommenheit erzogenen Eva, um sündlose Kinder zu zeugen. Dadurch erhält der auf Beziehung angelegte Gott eine vollkommene Familie als Objekt seiner Liebe. Korea ist für Moon das „neue Israel“, wo der Jesus als „dritter Adam“, als „Herr der Wiederkunft“ erscheint, der eine neue, vollkommene Eva ehelicht. Zum physischen Erlöser der gesamten Menschheit wird Moon durch seine Ehe mit seiner Jüngerin Hak-Ja Han.

Folgende Religionen entstanden in Nordamerika/Europa:

Die von Friedrich Rittelmeyer (1872-1938) gegründete „Christengemeinschaft“ tritt für die „Erneuerung des Christentums“ ein. Seit ihrer Entstehung (1922) versteht sie sich als „selbständige christliche Kirche“, die auf der Bibel gegründet ist. Herzstück ist nicht die „Lehre“, sondern die kultische Praxis, die sieben Sakramente. Mittelpunkt des Gottesdienstes ist die „Menschen-Weihehandlung“.

Die Geschichte der apostolischen Gemeinden ist durch zahlreiche Abspaltungen geprägt. Aus dem 1902 von Julius Fischer (1867-1923) gegründeten „Apostelamt Juda“ entstanden nach dessen Tod zwei Vereinigungen: Die „Gemeinschaft des göttlichen Sozialismus – Apostelamt Juda“, und das von

Hermann Krüger (1869-1933) gegründete, später sogenannte „Apostelamt Simeon in Jacobs Geschlecht“, seit 1947 „Apostelamt Jesu Christi“ (AJC). Durch Ausschluss der beiden Apostel Carl August Brückner und Max Ecke aus der „Neuapostolischen Kirche“ (1921) entstand die „Reformiert-apostolische Gemeinde“, heute „Reformiert-Apostolischer Gemeindebund“ genannt. Neben mehreren freien apostolischen Gemeinden in den Niederlanden und in der Schweiz gibt es in Deutschland die „Apostolische Gemeinschaft“. Eine Art Dachverband freier apostolischer Gemeinden stellt die 1956 gegründete „Vereinigung der Apostel der Apostolischen Gemeinden“ dar.

Seit dem 19. Jahrhundert entstanden in England und auf dem europäischen Festland religiöse Sondergemeinschaften, bei denen sich eine endzeitliche Ausrichtung (Erwartung der Wiederkunft Christi, des Tausendjährigen Reiches) mit der Erneuerung des frühchristlichen Apostelamtes verband. Durchweg alle Propheten leiten sich von den zwölf englischen Aposteln ab, die zwischen 1832 und 1835 berufen wurden. Die Geschichte der „Neuapostolischen Kirche“ beginnt als selbständige Einrichtung seit 1863 mit dem Amt des „Stammapostels“. Unter den weltweit rund 240 Aposteln nimmt er einen überragenden Platz ein. Bei den Neuapostolischen wurde die Bedeutung des Apostelamtes gegenüber den übrigen Ämtern (Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer) immer stärker hervorgehoben. Lehrgrundlage sind die „Fragen und Antworten über den neuapostolischen Glauben“ (Neufassung 1993). Erst die Apostel der „Neuapostolischen Kirche“ vollenden „das von Jesus begonnene Erlösungswerk“. Die Neuapostolischen kennen drei Sakramente: „Heilige Wassertaufe“, „Heiliges Abendmahl“, „Heilige Versiegelung“. Christus kommt zur Ersten Auferstehung wieder und nimmt alle zu sich, die seine Lehre befolgt haben. Dann wird das Tausendjährige Reich errichtet. Diejenigen, die nicht an der Ersten Auferstehung teilnahmen, werden am Jüngsten Tag gerichtet. Den Erlösten wird „ewige Gemeinschaft (...) mit Gott“ verheissen. Weltweit hat die Neuapostolische Kirche über 7,2 Millionen Mitglieder. In Deutschland gibt es über 3 000 Gemeinden.

Die Zeugen Jehovas sind eine der vielen im 19. Jahrhundert in den USA entstandenen adventistischen Gemeinschaften. Ihr Gründer, Charles Taze Russell, gelangte durch intensives Bibelstudium zur Überzeugung, dass die unsichtbare Gegenwart Christi seit 1874, die Sammlung der noch lebenden Auserwählten seit 1878, der Beginn der „Grossen Drangsal“ seit 1914 angebrochen wären. Statt 1914 korrigierte er sich auf Frühjahr 1918. Jehova regiert seine Gläubigen durch die „Leitende Körperschaft“ in Brooklyn. Die bis 1931 verwendete Bezeichnung „Ernste Bibelforscher“ verweist darauf, dass die „richtige“ Auslegung der (irrtumslosen) Bibel im Zentrum steht. Untersagt ist den „Zeugen Jehovas“ der Genuss von Alkohol und Tabak. Sie lehnen ausserdem Bluttransfusionen ab. Lange Zeit galten Staat und christliche Kirche(n) als Werkzeuge des Teufels. Heute werden die Zeugen Jehovas von ihrer Leitung zur Achtung der Gesetze ermahnt. Sie dürfen nicht aktiv am politischen Leben teilnehmen, nicht einmal an Wahlen zu Schul- oder Klassenpflegschaften. Die christliche Trinitäts-Lehre lehnen sie ab. Jesus Christus werde am Ende des tausendjährigen Reiches die Hinrichtungsheere Jehovas in der Schlacht von Harmagedon befehligen. Die Zahl der Auserwählten beträgt 144 000. Weltweit gibt es etwa 4,5 Millionen Zeugen Jehovas.

Die Christian Science wurde von Mary Baker Eddy gegründet, die das Werk verfasste: Wissenschaft und Gesundheit mit Schlüssel zur Heiligen Schrift (1875). Eine wesentliche Rolle spielt der ganz praktisch verstandene Gesundheits- und Heilungsgedanke. Gott wird als Geist begriffen, und allein das Geistige gilt den Christlichen Wissenschaftern als Wirklichkeit. Geistige Kräfte können Krankheiten, seelische Probleme, äussere Widrigkeiten verhindern. Erfahrene Christliche Wissenschafter, die sich hauptberuflich dem Heilen widmen, heissen „Ausüber“. Neben dem „Ausüber“ kennt man den „Pfleger“ und

„Lehrer“, der in Lehre und Anwendung der Christlichen Wissenschaft unterweist.

Eine der problematischsten Neugründungen, deren Religionscharakter als fragwürdig gilt, ist die auf nordamerikanisch-europäischem Hintergrund entstandene Scientology Church (griechisch-lateinisch: Kirche von der Lehre vom Wissen). Die „Scientology-Kirche“ wurde von dem Amerikaner Lafayette Ron Hubbard (1911-1986) gegründet. Hubbard war Autor populärer Literatur, bis er mit seinem in einem Science-fiction-Magazin erschienenen Hauptwerk Dianetics – The Modern Science of Mental Health (1950, Dianetik: Die moderne Wissenschaft von der geistigen Gesundheit) die Grundlagen seiner zwischen 1948 und 1950 entwickelten Lehre (Dianetics) vorlegte. Seit etwa 1954 wurde „Dianetics“ zur „Scientology“ entwickelt. Bei ihr stehen nicht mehr Heilung von Krankheiten und Wiederherstellung von Gesundheit im Mittelpunkt, sondern eine Erkenntnislehre des Ursprungsprinzips menschlichen Lebens schlechthin. Der Mensch besteht aus Body (Körper), Mind (Geist, Sinn, Verstand) und dem „Thetan“. Diese eigentliche Identität des Menschen ist seine ewig-unzerstörbare Geistseele, die sich von Körper zu Körper reinkarniert.

Das Ziel von Scientology besteht darin, den Menschen zu einem Operating Thetan, einer Art Übermensch, werden zu lassen. Die rigorosen Techniken und Anweisungen, die (steigenden) Kosten für die Kurse, die tiefgreifend negativen Auswirkungen dieser Ideologie und die permanenten internen Kontrollen der Mitglieder führten zu immer stärker werdender Kritik. Das Verwaltungsgericht Hamburg entschied am 11.12.1990, dass die Scientology Church „ein auf Gewinnerzielung bedachtes Wirtschaftsunternehmen“ sei. Scientology hat eine grosse Zahl von Tarnorganisationen gegründet und versucht, in Wirtschaftsunternehmungen Fuss zu fassen.

Folgende Religionen entstanden als Universelle Neubildungen:
Zu den traditionsübergreifenden universalistischen Neubildungen zählen vor allem die aus dem Islam hervorgegangene Bahai-Religion, der im nördlichen Mekong-Delta verbreitetete, spiritistisch beeinflusste Caodaismus (Cao Dai: Höchstes Wesen) sowie die Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage (Mormonen), die nicht länger als christliche Sekte betrachtet werden kann. Auch die von Bhagwan Shree Rajneesh ins Leben gerufene Neo-Sannyas-Bewegung hat ihre hinduistischen Ursprünge weitgehend aufgegeben. Diese stellt eine Synthese von traditionellen östlichen Religionen und westlicher Psychologie dar.

Folgende Religionen entstanden als Krisenkulte und prophetische Bewegungen:

Krisenkulte und prophetische Bewegungen finden sich in verschiedenen Ländern der Dritten Welt. Ein besonderes Beispiel sind die Cargo-Kulte in Ozeanien. In Afrika sind über 6000 neureligiöse Bewegungen registriert worden, bei denen neben islamisch auch christlich inspiritierte Propheten eine grosse Rolle spielen. Bedeutsam sind in Schwarz-Afrika die vor 100 Jahren auf christlichem Hintergrund entstandenen Afrikanischen Gebetsheilungskirchen sowie die Unabhängigen Grosskirchen (Die Kirche Jesu Christi auf Erden durch den Propheten Simon Kimbangu; Nazareth Baptist Church; Zion Christian Church) sowie christlich beeinflusste Freiheitsbewegungen.

Folgende neue religiöse Bewegungen sind zwar nicht in Afrika beheimatet, gehen aber auf afrikanische Einflüsse zurück: Umbanda und Candomblé in Brasilien; Rastafari in Jamaika sowie andere lateinamerikanische Religionen wie Voodoo, Shango, Kumina und die Spiritual Baptists Trinidad.

© Ch. Zumbach

Die wichtigsten Religionen in Zahlen (Anhänger 1998):

Muslime (Islam)	1'100'000'000
Christliche katholische Kirche	1'000'000'000
Bekenntnislose	850'000'000
Hindus aller Richtungen	700'000'000
Christliche Protestanten	370'000'000
Buddhisten	300'000'000
Atheisten	220'000'000
Anhänger chinesischer Volksreligion	180'000'000
Andere Christliche Gemeinden	175'000'000
Christlich Orthodoxe	150'000'000
Anhänger neuer Religionen	140'000'000
Anhänger von Stammesreligionen	130'000'000
Christliche Anglikaner	120'000'000
Sikhs	110'000'000
Juden	100'000'000
Schamanisten	80'000'000
Konfuzianisten	50'000'000
Andere Religionen	40'000'000

Entstehungs- und Wirkzeitenzeiten der wichtigsten Religionen:

Semitische Religion	12000-2000 v.Chr.
Sumerische Religion	9000-3000 v.Chr.
Babylonische Religion	4000-500 v.Chr.
Religion der Israeliten	2600-600 v.Chr.
Vedische Religion	1500-500 v.Chr.
Das Judentum	ab 600 v. Chr.
Der Hinduismus	ab 500 v.Chr.
Der Buddhismus	ab 400 v.Chr.
Die Chinesische Religion	ab 400 v.Chr.
Die Essener	200 v.Chr.- 400 n.Chr.
Die Urchristen	29 - 400 n.Chr.
Das Christentum	ab 400 n.Chr.
Der Islam	600-900 n.Chr.
Der Islam als Religion	ab 900 n.Chr.
Neue Religionen	ab 1200 n.Chr.

© Ch. Zumbach

Entstehungs- und Wirkzeiten der wichtigsten Dogmen:

Die Bibel ist zur Zeit das meistverkaufte Buch der westlichen Welt. Der Koran inzwischen das meistverkaufte Buch der Welt.

Die Zehn Gebote (Israeliten)	???? v.Chr.
Me (Sumerische Religion)	9000-3000 v.Chr.
Kodex Hammurapi (Babylonische Religion)	1800 v.Chr.
Die Torah (Judentum)	1600-1300 v.Chr.
Der RigVeda (Vedeische Religion)	1300-1000 v.Chr.
Yi-jing, I-ching, I Ging (Chinesische Religion)	1150 v.Chr.
Die Upanischaden (Brahmanische Eremiten)	400 v.Chr.- 400 n.Chr.
Die Qumran-Rollen (Essener)	200 v.Chr.- 68 n.Chr.
Das Tipitaka (Buddhistische Religion)	100 v.Chr.
Die Bhagavadgita (Hinduistische Religionen)	100 v.Chr.- 400 n.Chr.
Die Evangelien(Urchristen)	70 - 400 n.Chr.
Die Bibel (Christen)	70 - 400 n.Chr.
Der Koran (Moslems/Islam)	570-650 n. Chr.

© Ch. Zumbach